

Aus Dunkelheit zum Licht



Nadya Chaplya oder
Nancy Chapel,
heimatlos in der
UDSSR,
gefangen in
Deutschland,
fremd in Amerika,
beauftragt in Nigeria,
unterwegs für Gott.

Dolores Bos

Aus dem Amerikanischen

Vorübersetzungen

Bernd Gülker

Heinrich Niers

Herausgegeben von

Gerrit Jan Beuker

Hänssler Verlag

ISBN 3-7751-3493-X

This edition is published by special arrangement with the Christian Literature Crusade, U.S.A.

Vorwort des Herausgebers

Nancy Chapel bin ich zum erstenmal 1978 begegnet. Ich war Pastor der Evangelisch-altreformierten Gemeinde Uelsen an der niederländischen Grenze ungefähr in der Mitte zwischen Münster und Emden. Sie besuchte die Orte und die Bekannten von früher.

Dolores Bos' Buch über Nancy hat mir die Augen geöffnet für die Situation der Menschen in Rußland unter Stalin und für das Ergehen der Kriegsgefangenen und nach Deutschland Verschleppten. Sie selbst spricht von einem Puzzle Gottes, das er nach und nach zusammenfügt.

Nancy Chapel steht stellvertretend für Tausende von Zwangsarbeitern und -arbeiterinnen in Deutschland. Sie durfte eine zweite Heimat finden im Feindesland. Nicht alle hatten dieses Vorrecht. Viele gerieten zwischen die Fronten. Sie blieben Fremde in Deutschland und galten in ihrer Heimat als Verräter.

Bernd Gülker hatte den ersten und zweiten Teil des Buches für seinen Vater Johann Gülker übersetzt, als es mir in die Hände fiel. Heinrich Niens, so stellte sich wenig später heraus, hatte das ganze Buch in einer Rohfassung übersetzt. So konnte ich mich auf (zeitaufwendige) Korrekturen und Nachbesserungen beschränken. Ohne die beiden Vorarbeiten wäre die hier vorliegende deutsche Übersetzung kaum erschienen. Beiden sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

In den Erinnerungen von Nancy Chapel und den Beschreibungen von Dolores Bos steckt auch hier und da ein wenig dichterische Freiheit. Allzu deutliche Fehler der englischen Ausgabe wurden korrigiert. Wo Nancy in Kapitel vier vom durch die Nazis verschleppten Pastor Wilhelm und seiner Frau Martha spricht, hat sie vielleicht Erinnerungen an Pastor Dr. Bernds aus Uelsen einfließen lassen. Dieser wurde unterwegs aufgegriffen, als er von einem Hausbesuch kam. Er wurde schlußendlich eingezogen und ist in den letzten Monaten des Zweiten Weltkrieges in Kurland verschollen.

Dieses Buch will seinen Lesern und Leserinnen das „Nie mehr – nooit meer – never again“ eindringlich vor Augen malen. Es will aber noch mehr von Gottes unerforschlichen Wegen mit uns Menschen reden.

Hoogstede, den 9.2.1999, Pastor Dr. Gerrit Jan Beuker

Einleitung

*„ Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen,
aber Gott gedachte es gut zu machen ... „* (1. Mose 50,20)

Die Geschichte von Nancy Chapel ist aufgeschrieben, um die unendliche Größe Gottes zu bezeugen und die wunderbaren Wege, auf denen er sogar ein steinhartes Herz zum Werkzeug seiner Liebe machen kann. Wer dieses Lebensdrama liest, sieht wie unendlich und unermeßlich die Liebe Jesu ist. Auch das Böse, das andere uns antun, dient letztendlich zu unserem Besten und Gott zur Ehre.

Nadija Chaplya wurde am 31. Dezember 1924 in einer kleinen Ortschaft in der nördlichen Ukraine geboren. Sie wußte nichts von Gott und wollte auch nichts von ihm wissen. Oft erklärte sie: „Es gibt keinen Gott! Welcher Gott läßt mich in einem solchen Elend leben?“

Und doch wirkte Gott an Nadija. Er machte sie zu seinem Kind. Er bereitete sie als sein auserwähltes Werkzeug auf ein Leben in seinem Dienst vor.

Gott erwählte Nadija, um als Missionarin zwanzig Jahre lang sein Sprachrohr in Nigeria zu sein. Das Evangelium in Afrika zu verkündigen, war das Ende eines langen Weges aus einem von Hunger gequälten Dorf in der Sowjetunion über ein schweres Leben als Kriegsgefangene in Deutschland. Aber Gott hält die Dinge in seiner Hand. Er hat ein Ziel und einen Entwurf, die schließlich zu einem Leben in seinem Dienst führen.

Dolores Bos 1997



Nancy Chapel 1975

Teil Eins - Rußland

1

Bitterer Anfang

„Glaubst du, daß Papa heute Abend heimkommt, Nadija? Vielleicht erwischt Ivan Dutschko ihn! Bringt Ivan uns auch ins Gefängnis?“ Der vierjährige Boris Chaplya schaute seine Schwester Nadija mit ängstlichen Augen an. Seine Stimme zitterte ein wenig. Boris war sichtlich beunruhigt über das wenige, was er in seinen jungen Jahren von der mißlichen Lage seiner Familie verstehen konnte.

Die beiden Kinder standen am Teich und schauten den Männern zu, wie sie die Fischernetze aus dem beinahe zugefrorenen Wasser einholten, ganz in der Nähe ihres Hauses in Soldativ, in der Oberen Ukraine. 1931 war ein schlechtes Jahr. Die russische Regierung kontrollierte die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln immer genauer. Die Dorfbewohner waren heute Abend spät noch draußen. Sie taten ihr Bestes, den Vorrat an gesalzenem Fisch für die Familien aufzustocken. Es fing an, leicht zu schneien. Die Laternen des Ortes brannten in der Dämmerung.

„Ivan steckt uns nicht ins Gefängnis, Boris,“ versicherte Nadija, „aber er nimmt Papa mit, wenn er ihn sieht.“

Ivan! Dieser Namen ließ das junge ukrainische Mädchen erschauern. Dieser Mann drangsalierte ihre Familie schon lange!

Ivan Dutschko war ein kräftiger Dorfpolizist mit gesunder Gesichtsfarbe. Er galt als habgierig, unbarmherzig und sehr einflußreich im Dorf. Viele fürchteten den Mann. Niemand traute ihm. Wenn er etwas haben wollte, nahm er es sich einfach! Seit einiger Zeit hatte er schon versucht, das reiche und fruchtbare Land des Chaplya Hofes mit den ertragreichen Obstgärten zu bekommen. Nadjas Vater Anton wollte aber nicht verkaufen. Er hatte sich Ivans Drohungen bislang widersetzt. Nun mußte er sich vor Ivan verstecken, um dem Gefängnis zu entgehen.

Nadija war mit ihren acht Jahren recht klug. Sie wußte, Vater Anton Chaplya mußte nach Hause kommen, um neue Nahrung und

Kleidung zu holen. Er hielt sich schon zwei Wochen lang in den Wäldern versteckt. Nadija wußte, er brauchte neue Vorräte.

„Ärger“, dachte Nadija, „nichts als Ärger! Warum läßt Ivan uns nicht einfach in Ruhe?“

Als die beiden Kinder sich ihrem Hause näherten, konnten sie drinnen wütendes Geschrei hören. Plötzlich wurde die Tür des Chaplya Hauses aufgestoßen. Die ältere Schwester rannte ihnen entgegen.

„Nadija! Boris! Sie haben Papa in Ketten gelegt und sie nehmen ihn mit“, schluchzte Maria. Ihr schlanker Körper zitterte vor Angst, als sie sich in ihren Mantel hüllte.

Es blieb keine Zeit für eine Antwort. Ivan Dutschko kam durch die Tür. Er schleppte einen sich wehrenden Anton Chaplya zum wartenden Wagen. Fest angekettet und mit zornigem, hochrotem Kopf schrie Anton durch die geöffnete Tür seiner Frau zu:

„Gib diesen Hof niemals auf! Hörst du mich, Oksana? Gib ihm den Hof niemals! Sonst bekommst du es mit mir zu tun, wenn ich zurückkomme!“

Das Haus der Chaplyas war einfach gebaut. Es bestand wie alle anderen Häuser der Gegend aus Holz und Lehmziegeln. Es war getüncht und nicht gestrichen. Es lag direkt gegenüber von einem großen Teich, der Wasser und Fisch lieferte sowie Ried für das Strohdach.

Der Stolz des Hofes war die gut gepflegte Obstplantage, die sich rings um den Hof erstreckte. Anton und seine Frau Oksana hatten gemeinsam mit ihren drei Kindern die Bäume gepflanzt und täglich Wasser vom nahegelegenen Teich herangeschleppt, um die jungen Kirschbäume zu bewässern. Jetzt war es ein ertragreicher Obstgarten. Antons Eigentum war zu einem verführerischen Schatz geworden.

Ivan Dutschko wollte diesen Besitz mit aller Gewalt haben. Das war für Ivan zu einer Wahnidee geworden. Er versuchte auf jede erdenkliche Art und Weise, Antons Hof zu bekommen. Einige Jahre lang tobte die Auseinandersetzung zwischen den beiden Männern schon.

Anton Chaplya war kein einfacher Mann. Er war oft streitsüchtig und unbeherrscht. Durch übermäßigen Wodkakonsum geriet er immer wieder in diesen Zustand. Wenn er Vorräte holte, waren seine Besuche zu Hause nicht immer die glücklichsten Momente. Doch jetzt war der Streit vorbei. Es war offensichtlich, daß Ivan die erste Schlacht gewonnen hatte.

Oksana Chaplya stand im Türbogen im Eingang ihres kleinen Hauses, das nur zwei Räume hatte. Sie glich einem Bild voller Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, als sie beobachtete, wie ihr Mann mit dem großen und starken Ivan Dutschko rang. Wie sollte sie diese Männer davon abhalten, ihren Anspruch auf den Hof zu verstärken? Wie sollte sie überleben, wenn die Sommervorräte aufgebraucht wären? Im Vorratsschuppen war beinahe nichts mehr von der Ernte des letzten Jahres vorhanden.

Der Wagen setzte sich unter dem wütenden Geschrei von Anton Chaplya in Bewegung. Um den zornigen Mann in Ketten ruhig zu stellen, versetzte Ivan ihm einige harte Faustschläge.

Nadjas Mutter tat ihr Bestes, um ihre drei verschüchterten Kinder zu trösten und zu beruhigen. Sie verzehrten in aller Stille ein mageres Abendessen. Niemand wagte, seine Gedanken auszusprechen. Das Holzfeuer wurde für die Nacht sorgfältig eingedämmt. Die vier Chaplyas kuschelten sich in der warmen Schlafstelle über dem Backofen zusammen. Jeder fragte sich, was der nächste Tag wohl bringen werde.

Die nächsten Tage und Wochen waren für die Chaplyas der reinste Terror. Ivan und seine Männer kamen jede Nacht zu dem kleinen Haus und stießen ihre Drohungen aus. Sie nahmen alles mit, was nicht niet- und nagelfest war. Nadija zog sich in Erwartung weiterer Razzien drei oder vier Kleider übereinander, damit sie am nächsten Tag wenigsten etwas anzuziehen hätte. Manchmal rissen ihr die brutalen Männer aber auch noch die Kleider vom Leib. Oksana versuchte, einen Teil des Familienbesitzes zu verstecken, indem sie ihn im Kirschgarten vergrub. Ivan fand jedes Versteck.

Oksana mußte alle Kisten und Türen öffnen, die mit einem Schloß versehen waren. Ivan nahm sich, was er haben wollte. Und immer noch wollte Nadjas Mutter ihm Hof und Land nicht überschreiben. Es gab keinen Ausweg aus ihrem Dilemma.

Die zahllosen Diebstähle der Vorräte hatten zur Folge, daß Nadjas Mutter nun um Nahrung für ihre Kinder betteln mußte. Sie war eine resolute Frau. Sie würde sich um ihre Familie kümmern, koste es was es wolle. Sie besaß scheinbar eine eiserne Zähigkeit. Sie war immer bei der Arbeit und nie zu müde, um noch ein wenig mehr zu tun.

Oksanas Mann Anton hatte zwei Brüder, die auf nahegelegenen Höfen in Soldativ lebten. Beide weigerten sich, ihr in ihrer Not zu helfen. Alle Verwandten Anton Chaplyas hatten Angst, sich mit dieser Familie einzulassen. Sie fürchteten sich vor schwerer Strafe, weil Anton „Staatsgefangener“ war. Oksana und ihre drei Kinder wurden vom ganzen Dorf gemieden.

Aus den Wochen wurden Monate. Die Chaplyas hielten es kaum noch aus. Dann kam schließlich eine Nachricht von Anton. Er war in einem Arbeitslager in den Wäldern Sibiriens an einem Ort, wo nur wenige überlebten. Nadjas Mutter arbeitete lange und schwer, um ihre Familie am Leben zu erhalten. Es gab viele Tage, da kam sie erst bei Anbruch der Dunkelheit zurück und hatte trotzdem kaum Essen oder Brennholz ergattert. Es waren bange Tage für die Kinder, die sich immer um die Sicherheit ihrer Mutter sorgten.

Boris saß mit traurigem Gesicht neben der kleinen Feuerstelle. Er beobachtete Nadjia und Maria, wie die beiden Mädchen aus den wenigen Vorräten, die übrig geblieben waren, eine Suppe kochten.

„Maria, wann kommt Mama zurück?“ fragte er schließlich.

„Ich hoffe bald, Boris. Es wird schon dunkel draußen. Ich wäre erleichtert, wenn sie daheim wäre“, antwortete seine Schwester.

Boris wandte seinen blonden Kopf der Wärme des Feuers zu. Dabei versuchte er, seine Tränen davon abzuhalten, die Wangen hinunter zu rollen. Sorge und Angst waren ständige Begleiter der Chaplyas Kinder.

Plötzlich polterte es an der Haustür. „Aufmachen, dort drinnen!“ wurde gerufen.

Die Kinder durften niemandem die Tür öffnen, während ihre Mutter unterwegs war. Aber der Riegel half nichts, als drei stämmige Männer unter Ivan Dutschkos Führung die Tür mit einer Axt einschlugen und ins Zimmer stürmten.

Schreiend vor Angst rannten die drei Kinder zueinander hin und klammerten sich schutzsuchend aneinander.

„Raus hier“, befahl Ivan, „und zwar sofort! Nichts mitnehmen, und raus in den Schnee! Bewegt euch!“

Die Kinder wurden halb zur Tür hinausgeworfen, halb hinausgeschoben. Sie mußten in das ukrainische Frostwetter hinein. Sie rannten zum kleinen Stall hinter dem Haus, um dort Schutz zu suchen. Durch die Ritzen in den Seitenwänden blies der kalte Wind. Die zitternden Kinder drängten sich zusammen, um die Kälte abzuwehren. Sie hörten, wie Bretter vor die Türen und Fenster ihres Hauses genagelt wurden. Sie wußten, es würde kein Zurück mehr geben in den Schutz des Hauses, wenn Ivan weg wäre.

Das war die Situation, die Nadijas Mutter vorfand, als sie am Abend heimkehrte. Die Kinder waren fast hysterisch vor Angst und bis auf die Knochen durchgefroren. Oksana hatte den Erlaß gelesen, der an die Tür genagelt war. Er besagte schlicht und einfach, niemand im Dorf dürfe ohne schwere Strafe die Chaplyja Familie ernähren oder beherbergen.

Vom Haus des nächsten Hofes aus hatte Stefan Chaplyja die Ereignisse im Haus seines Bruders verfolgt. Stefan stand am Fenster. Er starrte in die Nacht und versuchte zu entscheiden, was er tun sollte. Er brauchte das Papier an der Tür nicht zu lesen. Er wußte so, was drauf stand. Die Strafandrohung war ernst gemeint. Aber wie konnte er die Kinder seines Bruders vor seinen Augen zu Tode frieren lassen?

Seine Frau kam an seine Seite. „Stefan, du kannst sie nicht in unser Haus holen! Die Behörden bringen dich um! Soll Oksana mit ihren Kindern leiden für das, was dein törichter Bruder getan hat. Es ist nicht unser Problem!“

„Halt den Mund!“ befahl ihr Ehemann. „Ich gebe nichts um Antons Frau. Aber es sind Antons Kinder dort im Stall. Wie kann ich ihnen nicht helfen?“

„Wir haben nur noch wenige Vorräte, Stefan. Es reicht bestimmt nicht, um noch vier weitere Mäuler zu stopfen. Denk nur dran, was passieren würde, wenn die Behörden herausfinden, daß wir sie aufgenommen haben.“ In den Augen seiner Frau war kein Zeichen von Wärme oder Mitgefühl, als sie ihren Mann so anflehte.

Zögernd streckte Stefan seine Hand nach seinem Mantel aus und ging Richtung Tür. „Nein, Stefan, nein! Das kannst du nicht tun!“

Das zornige Geschrei seiner Frau wurde vom rauhen Nordwind verschluckt, als Stefan sich auf den Weg zum Schuppen seines Bruders machte. Als er die Tür aufstieß, sah er wie die drei Chaplya Kinder, in den Mantel ihrer Mutter gewickelt, vor Kälte und Angst zitterten. Oksana schaute ihren Schwager an und fragte sich, was er tun würde. Sie traute ihm nicht.

„Kommt mit in mein Haus“, befahl er. „Ihr müßt sterben, wenn ihr hier bleibt.“

Ohne auf Oksanas Antwort zu warten, machte sich Stefan auf den Weg zurück zu seinem Haus. Seine Schwägerin folgte ihm durch das Schneetreiben. Oksana war taub vor Kälte. Sie war nicht gerade begeistert von der Idee, zu Stefans Haus zu gehen. Aber sie mußte an die Kinder denken.

Es erwarteten sie keine offenen, fürsorglichen Arme, als sie das Haus betraten, sondern nur haßerfüllte Blicke der Familie ihres Onkels.

„Gib ihnen was Warmes zu trinken und zeig ihnen, wo sie schlafen können“, war alles, was jemand sagte.

Nadija Chaplya saß nahe am verlöschenden Feuer, immer noch erschüttert von dem, was ihr passiert war. Ihr dunkles gelocktes Haar ringelte sich feucht um ihr helles Gesicht. Sie hatte keine Liebe gesehen in den Gesichtern der Familie von Onkel Stefan, als sie in sein Haus gekommen waren. Sie wußte, sie waren hier nicht willkommen. Was sollte aus ihnen werden? Gab es denn niemanden, der sich um sie kümmerte?

Nadjas Mutter war zu erschöpft, um zu weinen. Sie saß auf dem schmutzigen Lehm Boden und hatte den Kopf des kleinen Boris in ihrem Schoß liegen. „Wo nimmst du nur die Kraft her, weiterzumachen?“ fragte sich Nadija. „Könnte sie von den Ikonen des Josef und der Maria in der Kirche stammen?“ Bei seltenen Gelegenheiten war Nadija mit ihrer Mutter in die Russisch Orthodoxe Kirche gegangen und hatte beobachtet, wie sie vor den Heiligenfiguren niederkniete und betete.

„Was hat das denn genützt?“ dachte Nadija. „Es geht uns schlechter als je zuvor. Der Priester hat vom ‘Allmächtigen Gott’ geredet. Aber

das ist bestimmt kein Gott für Familie Chaplya. Wenn er allmächtig ist, wie kann er das alles zulassen?"

„Es gibt keinen Gott! Es gibt niemanden auf der ganzen Welt, der sich um uns kümmert!“ Tränen rannen langsam ihr schmales, feines Gesicht hinunter, als sie ihren Kopf auf die grobe Matte legte, die ihr Onkel ihr als Lager gegeben hatte. Eine müde Nadija fiel in einen tiefen Schlaf, der sie von der Sorge befreite, was der Morgen bringen würde.

Nadjas Mutter schaute ihre Tochter an. Sie sah ein erschöpftes Kind voller Angst und Mißtrauen. Im Haus der Chaplyas hatte es kaum ein Familienleben gegeben. Ihr Mann trank zu viel. Es war für Oksana nicht leicht gewesen, in ihrem Haus längere Zeit Frieden zu halten. Sie selbst war im Dorf wegen Anton nicht sehr beliebt. Ihre Kinder litten unter diesem ganzen Zustand, Nadija am meisten. Oft mußte Nadija zwischen ihrem Vater und ihrer Mutter vermitteln. Das war keine beneidenswerte Aufgabe für ein junges Mädchen. Sie versuchte, einen wütenden Anton zu besänftigen und gleichzeitig Oksana vor den Schlägen ihres aufgebrauchten Mannes zu schützen.

Der russische Diktator Stalin hatte in dieser Region eine große Hungersnot organisiert, um die Ukraine der kommunistischen Regierung zu unterwerfen. Lastwagenweise wurden Lebensmittelspenden für die hungernde Bevölkerung in den Fluß gekippt. Die Felder waren am Ende des Sommers kahl. Die Dorfbewohner aßen oft Blätter und Zweige, nur um zu überleben. Nadjas Großvater war in ihrem Haus verhungert. Die Alten und Schwachen konnten bei dieser schlechten Verpflegung nicht überleben. Es war normal, daß eine in ein Leichentuch gehüllte Gestalt auf einem Schlitten zum Friedhof gezogen wurde.

Das alltägliche Leben im Dorf Soldativ verstärkte die Angst, der Oksanas Kinder ausgesetzt waren. Niemand im Dorf wagte, offen zu sagen, was er dachte. Von der Regierung bezahlte Informanten fanden sich sogar in privaten Familienzusammenkünften. Jede Äußerung gegen das kommunistische Regime wurde sofort schwer bestraft.

Oksana beobachtete, wie Nadija sich immer mehr in sich selbst zurückzog. Nadija traute sich nicht, zu lieben oder zu vertrauen. Sie wurde bitter und voller Groll. Was sollte nur aus den Kindern

werden? Haß würde ihr ständiger Begleiter sein. Die Zukunft war für Familie Chaplya wirklich trostlos und schwer.

Was wäre, wenn die Polizei sie in Stefans Haus finden würde? Oksana wagte nicht, an die Konsequenzen zu denken. Stefan würde sicher bestraft werden und Oksana würde die Schuld dafür bekommen.

Oksana legte sich zu ihren schlafenden Kindern. Während ihr klar wurde, daß sie keine andere Wahl hatte, als im Haus ihres Schwagers Schutz zu suchen, schlief sie ein. So hatte sie für den Augenblick wenigstens Ruhe vor ihrem inneren Aufruhr.

2

Wieder heimatlos

„Frau, deine Kinder sehen müde aus“, rief der alte Mann. „Wenn du möchtest, kannst du hinten auf dem Wagen im Heu mitfahren bis nach Raschewka.“

Oksana Chaplya und ihre drei Kinder waren seit dem frühen Morgen zu Fuß unterwegs. Sie kamen von Soldativ. Die Dämmerung brach über das öde Land der Oberen Ukraine herein. Die letzten Sonnenstrahlen verschwanden in dünnen Nebelwolken, die tief am Boden hingen. Sechs der acht Kilometer von Soldativ nach Raschewka waren sie gelaufen. Das war eine große Entfernung für kleine Kinderfüße. Aber es gab keine andere Möglichkeit, nach Raschewka zu kommen. Sie brauchten dringend einen Ort, wo sie leben konnten.

„Fahrt mit uns“, bot die Frau des Bauern an, „es wird bald dunkel.“

Dankbar hob Oksana die Kinder auf den Wagen. Der kleine Boris klammerte sich an seine Mutter. Er war sich noch nicht im Klaren über die Ereignisse des Tages. Für ihn war es schwer zu verstehen,

warum seine Tante verlangte, daß sie ihr Haus verlassen und nie zurückkehren sollten. Sie hatten dort nur einen Monat gewohnt. Seine kleinen Beine waren müde. Sie schmerzten vom Gehen auf den schmutzigen und unebenen Feldwegen, die vom winterlichen Wagenverkehr tief ausgefahren waren. Maria machte es sich schnell im weichen Heu bequem. Sie schaute immer noch trotzig. Sie brauchte die Hilfe ihrer Mutter nicht. Maria hatte heute Morgen den Streit zwischen ihrer Mutter und ihrer Tante verstanden und sie war böse. Es war für sie schwer gewesen, bei Verwandten zu wohnen, die sie nicht haben wollten. Die Empörung stand ihr nach dem Rauswurf aus dem Haus von Onkel Stefan förmlich ins Gesicht geschrieben. Sie betonte ihre innere Entrüstung noch durch ihr Schweigen.

Oksana lehnte sich gegen die Seitenwand des Wagens. Sie schloß ihre Augen. Sie versuchte, das zornige Geschrei ihrer Schwägerin loszuwerden. Es klang ihr noch in den Ohren, als wäre sie immer noch im Haus der tobenden Schwägerin.

„Oksana, mein Mann ist tot! Du hast ihn umgebracht!“ schrie ihre Schwägerin. „Du bist verantwortlich dafür. Er hätte euch nie in unser Haus bringen dürfen. Ich habe ihm gesagt, er sollte euch draußen im Schnee belassen. Aber er wollte nicht auf mich hören. Jetzt haben sie ihn umgebracht im Gefängnis, weil er ihren Erlaß nicht befolgt hat. Geh!, Oksana, du und deine Kinder, geht! Geht, sofort! Deinetwegen habe ich keinen Mann mehr und deshalb soll dieses Hauses dir auch keinen Schutz mehr bieten!“

Nadija kroch dichter an die Seite ihrer Mutter. Oksana streckte ihre Hand aus, um den Kopf ihrer Tochter auf ihren Schoß zu ziehen. Mit ihrem schmalen von Locken umrahmten Gesicht sah Nadija immer unterernährt und in sich gekehrt aus. Oksana gab ihr regelmäßig etwas mehr als den anderen Kindern. Wenn ein Ei übrig blieb, bekam Nadija es.

„Mama, kennen wir jemanden in Raschewka?“ meinte Boris schläfrig.

Oksana sah ihn an und überlegte, wie sie die Frage des kleinen Jungen beantworten sollte. „Nein, Boris, wir kennen niemanden in Raschewka. Aber wir werden schon einen Platz finden, wo wir wohnen können. Auf jeden Fall sind wir erst einmal raus aus den Schwierigkeiten in Onkel Stefans Haus.“

Den Rest der Fahrt nach Raschewka schliefen Mutter und Kinder. Sie waren müde von der Wanderung des langen Tages. Oksana hatte einen Laib Brot mitgebracht und einige Zwiebeln. Das war ihr ganzer Vorrat. Jeder trug einen kleinen Sack mit einigen Kleidungsstücken. Mehr besaßen sie nicht.

Nachdem Stefans Frau Oksana aus dem Haus gejagt hatte, war Oksana noch schnell zu ihren Verwandten gegangen, um den Familienbesitz zu holen, den sie dort vor Ivan Dutschko versteckt hatte, als der ihr Haus weggenommen hatte.

Oksana hatte gutes Geschirr, Silberbesteck und Leinentücher sowie einige Familienerbstücke mit in die Ehe gebracht. Sie wollte einige Wertgegenstände vor Ivan Dutschkos dauernden Übergriffen schützen. Deshalb hatte sie die Verwandten ihres Mannes gebeten, die Dinge aufzubewahren.

„Was denn, Oksana? Wir haben keine Sachen von dir. Da irrst du dich.“ Immer wieder hatte sie diese Sätze gehört. Türen wurden ihr vor der Nase zugeschlagen. Die Verwandten weigerten sich, Oksana die Gegenstände zurückzugeben, die sie vor Ivan verborgen hatte. Sie stand bei ihren Verwandten auf der Stufe. Tränen füllten ihre Augen. Aber es gab nichts, was sie tun konnte. Langsam und schweren Herzens kehrte sie Stefans Haus den Rücken.

„Noch eine Demütigung“, schluchzte Oksana in sich hinein, „wann wird das je ein Ende nehmen?“

Hastig packten sie ihre Habseligkeiten in einige Säcke. Die Chaplyas machten sich auf den Weg Richtung Raschewka. Wo sollten sie wohnen? Wie sollte Oksana ihre Kinder versorgen? Es gab keine Antwort auf diese Fragen. Aber jetzt schlief die erschöpfte Oksana erst einmal auf dem Wagen des Bauern.

Als der Wagen plötzlich anhielt, wurden die Chaplyas aus dem Schlaf gerissen. „Wir sind in Raschewka“, verkündete der Bauer. „Ihr müßt jetzt gehen.“

Überstürzt sammelten seine Passagiere ihre Habe und sprangen vom Wagen.

„Wohin geht ihr in Raschewka?“ fragte die Bauersfrau.

„Ich weiß es nicht“, war Oksanas Antwort. Ich muß einen Platz finden, wo ich für Unterkunft und Verpflegung arbeiten kann.“

„Versucht es auf dem großen Hof dort an der Straße. Die brauchen vielleicht jemanden für den Garten oder das Feld.“ Mit diesen Worten fuhren der Bauer und seine Frau weiter. Sie ließen die vier neben dem schlammigen Weg am Ortsrand von Raschewka zurück.

Oksana und ihre drei Kinder setzten sich in Bewegung in die Richtung, die die alte Frau ihnen gewiesen hatte. Als sie gingen, sah Oksana sich um. Es war lange her, seitdem sie in dieser Stadt gewesen war. Damals war der Ort freundlich gewesen. Jede Menge Früchte und Sonnenblumen wuchsen damals auf Feldern. Die Straßen waren voller Bauersleute, alle beladen mit Bergen von frischem Gemüse und gepflückten Kirschen. Aber nun war alles verlassen, trübe und düster. Die wenigen Menschen, denen sie begegneten, waren niedergedrückt und gebückt vom rauen Leben in der Ukraine.

„Hier ist es auch nicht besser“, dachte Oksana. „Die Hungersnot hat hier in Raschewka genauso ihren Tribut gefordert wie in Soldativ.“

Im Fenster des Bauernhauses, das die Frau auf dem Wagen Oksana gezeigt hatte, brannte noch eine Laterne im Fenster.

„Bleibt hier am Tor stehen“, bat Oksana ihre Kinder. Es war in der Ukraine in diesen Zeiten am sichersten, niemandem zu trauen. Die Kommunisten hatten überall ihre Spione. Sie steckten jeden sofort ins Gefängnis, der sie auch nur irgendwie provozierte. Obdachlos zu sein, war unter dieser Regierung ein Vergehen. Oksana fürchtete, sie hätte den alten Bauersleuten auf dem Wagen schon zu viel gesagt. Sie waren freundlich gewesen. Aber sie konnten doch kommunistische Informanten sein. Man war sich niemals sicher.

Die Kinder standen, wie befohlen, dicht beieinander am Hofzaun aus geflochtenen Weinreben. Sie sahen ihrer Mutter nach, die zur Haustür ging. Niemand antwortete auf ihr Klopfen. Sie wartete. Dann ging Oksana langsam wieder zu den Kindern zurück. Eine Stimme aus der halboffenen Tür in ihrem Rücken hielt sie zurück.

„Was willst du?“ erkundigte sich die schroffe Stimme.

„Ich suche gegen Arbeit einen Platz für mich und meine Kinder. Brauchen Sie Hilfe auf den Feldern? Es ist ja bald Frühling.“

„Frau, wo ist dein Mann?“

„Ich habe keinen Mann. Für uns ist er gestorben“, erwiderte Oksana. Wieder fürchtete Oksana, sie hätte zu viel von sich selbst preisgegeben.

Der Mann an der Tür sah sich diese Frau an, die dort vor ihm stand. Sie war klein. Ein Kopftuch bedeckte ihre dunklen Haare. Ihr Gesicht zeigte die Not, die sie ertragen hatte. Ihre Falten verrieten Sorgen und Anspannungen. Aber in diesem Gesicht zeigten sich auch entschlossene Züge. „Wieviel Arbeit kann diese kleine Frau wohl leisten?“ fragte er sich.

„Warte hier!“ Die Tür wurde geschlossen. Oksana stand allein auf den Stufen. Sie wußte nicht, was kommen würde. Nach wenigen Minuten ging die Tür wieder auf und der Mann schickte Oksana zur Rückseite des Hauses.

„Dort ist ein Raum für euch und auch ein Holzofen. Ich brauche Hilfe für Feld und Garten. Ich kann euch aber nur sehr wenig zu essen geben. Sei bei der Morgendämmerung auf den Feldern!“

Es war der Anfang von drei außerordentlich schweren Jahren für diese entschlossene kleine Frau und ihre Kinder. Oksana arbeitete jeden Tag von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Sie lebte aus einer Quelle schier endloser Kraft. Sie aß nur die Hälfte vom Mittagessen, das die Arbeiter bekamen. Die andere Hälfte brachte sie abends ihren drei hungrigen Kindern mit.

Wenn es für sie nichts zu tun gab, ging Oksana zu den benachbarten Höfen, um Arbeit zu suchen. Manchmal war sie eine ganze Woche lang weg. Dann kam sie in die Einzimmerwohnung zurück nur mit einer Brotrinde und etwas Gemüse für ihre Kinder. Oksana wurde für ihre Arbeit in Naturalien, mit Mehl und anderen Produkten bezahlt. Aber es reichte nie. Wenn Nadijas Mutter von der Arbeit in anderen Dörfern zurückkehrte, hatten oft Diebe bei ihr eingebrochen und die wenigen Vorräte gestohlen. Aber Oksana gab nicht auf. Sie kämpfte sich von Tag zu Tag durch, um ihre Familie am Leben zu erhalten, auch wenn es manchmal schien, als ob es sich nicht lohne.

„Nadija“, sagte Maria zu ihrer jüngeren Schwester, „wir müssen raus und uns etwas zu essen suchen. Mama ist erst in zwei Tagen zurück. Wir haben nichts Eßbares mehr im Haus.“

„Wo sollten wir Essen bekommen, Maria?“ fragte Nadija, von Marias Gedanken verwirrt. „Niemand läßt uns arbeiten und wir haben kein Geld, um irgendetwas zu kaufen.“

„Geh zur Tür der Bauernhäuser und bitte um Essen!“ war die Antwort.

„Du meinst, betteln?“ Nadijas dunkle Augen weiteten sich vor Erstaunen. „Nein, Maria, das können wir nicht tun.“ Selbst in diesen schweren Tagen war es unanständig in der Familie Chaplya, um zu betteln.

„Willst du verhungern? Warum sollten wir, wenn es ganz in der Nähe Essen gibt?“

„Aber Maria, das kann ich nicht!“

„Dann verhungere doch! Nadija, wir haben keine andere Wahl!“

Mit diesen Worten, die ihre Schwester ihr entgegen schleuderte, blieb Nadija allein im Zimmer zurück. Maria zog mit Boris im Schleptau hinaus, um nach Eßbarem zu suchen.

Nadija stand dort, und überlegte, was sie tun sollte. Maria hatte Recht, entschied sie endlich. Wenn sie etwas essen wollte, müsse sie hinausgehen und darum bitten.

Nadija machte sich auf den Weg zum nächsten Bauernhaus. Sie hatte Bauchschmerzen, wenn sie nur daran dachte, einen Fremden um Essen zu bitten. Als sie sich dem Haus näherte, sah sie hinter dem Haus eine Frau, die mit einem Sack Kartoffeln aus einer abbruchreifen Scheune herauskam.

„Wer bist du?“ fragte die Frau, als sie Nadija kommen sah. Ihr barscher Ton linderte Nadijas Angst keineswegs.

„Ich lebe dort drüben“, stotterte Nadija und zeigte die Straße hinunter zum nächsten Hof. „Unsere Mutter ist unterwegs. Wir brauchen etwas zu essen.“ Die Worte rollten nur so aus ihrem Mund, als ob sie die geschmacklose Tat schnell hinter sich bringen wolle.

„Runter von meinem Land! Ich habe kein Essen für bettelnde Kinder!“ Mit zornigen Augen kam die Frau auf Nadija zu. Nadija war erschrocken und gedemütigt. Sie floh, so schnell ihre Beine sie nur trugen.

„Nie, nie, nie wieder werde ich betteln gehen! Und wenn ich verhungere und umkomme. Das tue ich nie wieder!“ schluchzte Nadija. Sie rannte durch die Tür in ihre Einzimmerwohnung und rollte sich in einer Ecke zusammen. Sie versuchte vergeblich, die häßliche Welt um sich herum auszuschließen.

Die ukrainische Bevölkerung war sehr nationalistisch und ehrgeizig. Sie hatte unter Stalin viel zu leiden. Die Hungersnot zwang sie nicht so schnell in die Knie, wie der Diktator sich das dachte. Die Menschen wehrten sich gegen die Regierung, die ihnen ihr Eigentumsrecht an Grund und Boden nehmen wollte. Alle Grenzen der Ukraine blieben weiterhin geschlossen und das Leiden der Menschen ging weiter.

Die Sommerernte wuchs wegen der kalten Temperaturen in der Ukraine nur langsam. Die Vorräte gingen zur Neige. Aus den Städten kamen die Menschen in die ländliche Gegend, um ihr Hab und Gut gegen Nahrungsmittel einzutauschen.

Familie Chaplya hungerte auch. Aber sie hatte nichts, was sie gegen Eßwaren eintauschen konnte. Nadija und Maria gingen viele Kilometer weit, nur um einige verrottete Kartoffeln auf einem Acker zu roden. Den hungernden Kindern schmeckten sie wie eine Delikatesse.

Am Ende erreichte Stalin, was er wollte. Nur wenige Menschen überlebten in der Ukraine. Aber sie hatten kein Interesse und keine Energie mehr, an irgendetwas anderes zu denken als an Essen. Ihre Kraft war gebrochen. Sie taten, was man ihnen befahl. Ihre Höfe wurden in kollektive Betriebe überführt. Kirchen wurden zu Kornspeichern. Fast alle guten Bücher und Bibeln wurden verbrannt. Die kommunistische Regierung wollte auch die letzte Kraft und Bildung der Ukraine zerstören. Den Menschen wurde die Wahrheit vorenthalten. So wurden sie dem Obersten Sowjet unterworfen. Der monströse Diktator Stalin hatte dem ukrainischen Volk seinen Lebensglanz genommen. Der Glaube des Volkes an Gott, seine Freiheit und seine Hoffnung, waren fast erloschen.

Oksana hielt leidenschaftlich an ihrer Hoffnung und ihrem Glauben fest. Sie sprach nicht über ihren Glauben und sie zeigte ihn niemandem. Sie hatte ihre Bibel von Soldativ mitgebracht. Sie wußte wohl, eine Bibel zu besitzen, wurde schwer bestraft, vielleicht sogar

mit dem Tod. Sie las nie öffentlich in der Bibel. Aber sie hatte eine. Die Bibel war ihr wertvollster Besitz.

Für Nadija gab es keinen Grund, über Gott zu sprechen. Sie hatte keinen Platz in ihrem Herzen für einen Gott, der solche Ungerechtigkeit und Verfolgung und sogar den Hungertod so vieler Menschen zuließ. Ihr Herz war voll von Haß, Angst, Mißtrauen und Verzweiflung. Was kümmerte es sie, wenn man die Bibel verbrannte? Sie verstand nicht, warum ihre Mutter dieses Buch im Haus behalten wollte. Warum glauben? Gott müsse seine Liebe und Güte wohl für andere Menschen aufheben als für Nadija, wenn es denn überhaupt einen Gott gäbe! Solche Gedanken bestimmten das ganze Denken von Nadija Chaplya. In ihrem Leben gab es keine Freude. Sie war allein und als Kind eines politischen Gefangenen abgestempelt. Sie war dazu verdammt, lebenslang den Hohn und Haß der anderen zu tragen.



*Zwei Schulfreundinnen mit
Nadija (rechts) in der Ukraine
1941*

3

Terror in Soldativ

„Mama, die Kirschbäume sind noch da!“ Nadija war den anderen vorausgelaufen, um einen ersten Blick auf ihr Häuschen zu werfen. „Das Haus steht auch noch. Ich kann es sehen!“

Ein Lächeln huschte über Oksana Chaplyas Gesicht, als sie das aufgeregte Rufen ihrer Tochter hörte. Acht Jahre waren vergangen, seitdem sie und ihre Kinder gezwungen worden waren, ihr Haus beim Teich in Soldativ zu verlassen. Sie war erleichtert, daß es noch stand. Oksana hatte sich entschlossen, nach Soldativ in ihr Haus zurückzukehren, als sie gehört hatte, das Haus stehe leer.

Dieselben Gerüchte, die vom leeren Haus in Soldativ sprachen, deuteten auch an, Anton, ihr Ehemann, sei aus der sibirischen Gefangenschaft entlassen worden. Das aber wagte sie nicht zu glauben. Von Anton selbst war keine Nachricht gekommen. Wenn eine käme, würde sie ihn inständig bitten, sie in Ruhe zu lassen. Oksana und ihre Kinder waren wegen Antons Status als politischer Gefangener schlimm verfolgt und gemieden worden.

Man schrieb inzwischen Sommer 1941. Die kommunistischen Funktionäre hatten die Ukraine unter Joseph Stalin ein Jahrzehnt lang mit eiserner Faust regiert. Jetzt waren zur Flucht gezwungen, als die deutsche Armee in ihrem Streben, ganz Europa zu beherrschen, die Grenzen zur Ukraine überschritt. Ivan Dutschko hatte acht Jahre vorher die Chaplyas aus ihrem Heim vertrieben. Jetzt meinte er, ihm sei die Arbeit in Landwirtschaft und Obstplantage zu beschwerlich und angesichts der vorrückenden Deutschen nicht der Mühe wert. Er verließ Soldativ mit seinen Kameraden, um anderswo ein leichteres Leben zu suchen.

Diese Nachricht hatte Oksana in Raschewka erhalten. Wenn das wahr wäre, könnte sie in ihr altes Haus zurückkehren. Als Oksana die acht Kilometer mit Nadija, Maria und dem jungen Boris von Raschewka nach Soldativ ging, hoffte sie, die richtige Entscheidung getroffen zu haben. Die Ukraine war im Umbruch. Die Menschen

versuchten, mit den deutschen Truppen zurecht zu kommen, die jetzt die Gegend besetzten.

„Nadija, schau mal, dort unter den Bäumen!“ Boris stellte sich neben sie. „Was ist das?“ fragte der Junge verwirrt und starrte in den Obstgarten am Haus.

Bei näherem Hinsehen entpuppte sich das Etwas als zwei deutsche Panzer. Sie waren mit grüner und brauner Farbe getarnt und standen zwischen den grünen Zweigen der Bäume, die Nadija und Maria mit ihrem Vater Anton gepflanzt und jeden Tag mit Wasser aus dem Teich versorgt hatten.

Es war Krieg in Nadijas Heimat. Die Anwesenheit der Panzer bestätigte es. Soldativ würde nun wie die anderen Dörfer ringsum unter fremder Herrschaft leben müssen. Deutsche Soldaten aus Hitlers Drittem Reich waren durch Polen und weiter in die Ukraine gestürmt. Die Dorfbewohner hörten von den Greueln, die die Eindringlinge in Kiew verübt hatten. Man erzählte Geschichten von jüdischen Menschen, die gewaltsam aus ihren Häusern vertrieben und umgebracht oder in Konzentrationslager gebracht worden waren. Die Dörfer waren auch von Deutschen besetzt, aber sie wurden nicht terrorisiert wie Kiew und andere größere Städte. Die Juden waren das Hauptziel der Deutschen. Es schien, als habe die Ukraine kommunistische Unterdrückung gegen deutsche Brutalität eingetauscht.

Nadija stand am Rande der Straße, die nach Soldativ führte, und schaute ungläubig. Die Felder waren verwüstet, Ställe und Scheunen bis auf die Grundmauern niedergebrannt und Wagen zerstört. Die zurückweichenden sowjetischen Streitkräfte hatten alles Brauchbare kaputtgemacht, als sie vor der rasch anrückenden deutschen Armee flohen. Sie hatten den Befehl, den eindringenden Truppen nichts Intaktes zurückzulassen. Überall entlang der Straße von Raschewka war es dasselbe. Oksana sah die Verwüstung und fragte sich, ob es auf diesen verheerten Feldern überhaupt noch Arbeit gebe. Irgendwie mußte sie eine Möglichkeit finden, Essen zu bekommen und ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Das Leben wurde für die Chaplya Familie leichter, als Oksana eine Stelle als Hausmeisterin der Grundschule in Raschewka bekam. Dunklen Gedanken und Mißtrauen quälten Nadija noch immer sehr. Alle Menschen waren für sie böse und entschlossen, Schreckliches

zu tun. Sie ging den anderen Schülern in der Schule aus dem Weg. Nadija wollte absolut nicht mehr Spott und Verachtung als notwendig ertragen. Sie war das „unerwünschte Kind“ eines politischen Gefangenen.

„Mama“, fragte Nadija ihre Mutter eines Tages, als sie die Pulte in der Schule wischte, „warum haben andere Leute immer so viel und wir so wenig? Das ist ungerecht!“ Nadja dachte oft, es müsse einen besonderen Gott für diese Leute geben. Ihr war klar, sie gehörte nicht zu diesen privilegierten Menschen, wenn es überhaupt einen solchen Gott gäbe.

„Nadija kümmere dich zuerst um die Nöte anderer und danach um deine eigenen. Vergiß das nicht!“ meinte Oksana. Es war nicht das erste Mal, daß Nadijas Mutter ihr diesen Rat gab. Oksana war überzeugt, so müsse man mit der Welt umgehen, um zu überleben. Aber das war keine Antwort auf Nadijas Frage.

Jetzt, als sie wieder in Soldativ waren, sah Nadija über die verwüsteten Felder. Sie stellte wieder die Frage: „Warum passiert uns das immer? Mama, sind wir so schlecht?“

Oksana wandte sich ihrer Tochter zu. Sie sah bei ihr, wie so oft, den Ausdruck von Hoffnungslosigkeit. Was sollte sie antworten?

„Nadija, ich weiß, du bist enttäuscht, weil du nicht studieren kannst, um Lehrerin zu werden. Aber es gibt viel Arbeit. Wir müssen unser Haus wieder in Ordnung bringen. Denk einfach nicht mehr drüber nach.“

Das war wieder keine Antwort für Nadija.

Nadija war wirklich enttäuscht, weil ihr Studium in Gadyach zu Ende gegangen war. Das erste Mal in ihrem Leben hatte Nadija gehofft, sie würde es zu etwas bringen. Sie hätte Lehrerin werden und ihrer Mutter helfen können, den Unterhalt für die Familie zu verdienen. Der lange Fußweg jeden Tag von Raschewka zur Oberschule nach Gadyach war keine Last für Nadija. Für sie war das eine Möglichkeit, ein wertvoller Mensch zu werden. Nun verlöschte das Licht. Die Dunkelheit brach wieder über Nadija Chaplya herein. Jetzt waren es der Krieg und die Deutschen, die ihr diesen Traum raubten.

„Komm, laß uns reingehen und die Sachen in Ordnung bringen“, rief ihre Mutter. So gelangten die vier Chaplyas zum Haus, dem Teich gegenüber. Sie kamen an den Ort, der mit so vielen schmerzlichen Erinnerungen behaftet war. Dieser Ort gehörte jetzt wieder ihnen.

Tag für Tag arbeitete Nadija zusammen mit Maria, Boris und ihrer Mutter. Sie forderten ihre Felder von kooperativen Höfen im Dorf zurück und brachten die neue Saat aus. Der deutsche Dorfkommendant in Soldativ verlangte, jeder müsse sich zur Arbeit melden. Oksana konnte so etwas Essen auf den Tisch bringen. Die Chaplyas gehorchten den Befehlen, die der deutsche Kommandant ausgab. Oksana bestand darauf, die beiden Mädchen und Boris sollten die deutschen Soldaten im Ort meiden. „Tut, was man euch sagt und kommt ihnen nicht in die Quere!“ Sie hatten zu essen und ein Dach über den Kopf. Und sie blieben so weit wie möglich für sich allein.

Anfang Mai 1943 fing der persönliche Terror für Nadija an. Es begann damit, daß der kleine Boris eines Tages zur Tür herein stürmte und seine Mutter und Nadija rief. Boris und Maria waren im Dorf gewesen und hatten dort, am Anschlagbrett vor dem Rathaus, die letzten ausgegebenen Befehle gelesen.

„Mama, der Dorfbürgermeister hat eine Liste junger Leute aufgehängt, die sich bei den Behörden melden müssen, um von deutschen Ärzten untersucht zu werden.“ Boris wiederholte die Worte, die er gelesen hatte, obwohl er die Bedeutung seiner Botschaft nicht recht verstand. „Nadjas Name steht auf der Liste, Mama! Was muß sie jetzt machen?“

Oksana verstand die Nachricht nur zu gut. Schon einmal hatte der deutsche Kommandeur der Region den Bürgermeister aufgefordert, eine Anzahl junger Leute auszuwählen, die untersucht werden sollten. Die gesunden sollten als Arbeitsgefangene nach Deutschland. Boris stand nicht auf der Liste. Er hatte seit langem einen Leistenbruch. Die Deutschen wollten keinen Schwächling. Maria war zu alt und zudem mit einem Ukrainer verheiratet, der an der Front für die sowjetische Armee kämpfte. Nun gab es diesen Erlaß also wieder! Nadija würde den Befehlen folgen müssen. Oksana spürte in ihrem Innersten eisige Kälte und Angst.

„Nein, nein! Nicht Nadija. Nicht meine Tochter!“ Oksana vergrub ihr Gesicht in ihrem langen Kleid und versuchte, diese furchtbare Bedrohung zu verdrängen.

Nadija konnte nichts sagen. Sie starrte Maria an. Schließlich stammelte sie: „Ist das wirklich war, Maria?“

Maria hatte noch versucht, Boris aufzuhalten, bevor er die Neuigkeit hinaus posaunte. Jetzt schaute sie in die schockierten Gesichter ihrer Mutter und ihrer Schwester. „Es ist wahr, Nadija. Du mußt zur Untersuchung. Die deutschen Ärzte kommen morgen früh.“

Am nächsten Abend war die befürchtete Untersuchung vorbei. Nadija saß am Feuer und sah in die glühenden Funken. Es war Anfang Mai immer noch kalt. Man brauchte die Wärme eines Feuers. Nadija zitterte leicht. Sie wünschte sich im Stillen, die Dunkelheit möge sie verschlucken und vor der bevorstehenden Katastrophe bewahren. Sie versuchte, nicht an den demütigenden Tag bei den deutschen Ärzten zu denken. Sie konnte es nicht. Die Bilder waren ihr noch in frischer Erinnerung.

Am Morgen waren dreißig junge Menschen in dem Raum mit den Nazisoldaten gewesen. Einige kamen aus Soldativ, andere aus Raschewka. Man trennte sie nach Geschlechtern und brachte sie in einen anderen Raum. Dort warteten zwei Ärzte.

„Zieht euch aus und stellt euch in zwei Reihen auf.“ Ein böse dreinblickender Soldat bellte ihnen den ersten Befehl entgegen. Es gab keine Morgenmäntel und nichts, was sie anziehen konnten. Niemand kümmerte es, daß sie menschliche Geschöpfe waren. Es schien, als seien sie Tiere. Jeder Quadratzentimeter ihres Körpers wurde vor den Augen aller anderen im Raum betastet und begutachtet. Man behandelte sie grob und ohne persönliche Rücksicht. Hauptanliegen dieser deutschen Ärzte war es, alle auszusortieren, die bei der Arbeit in Deutschland medizinische Probleme bekommen könnten. Sie wollten feststellen, wer nicht in der Lage war, zu arbeiten. Mit kranken Ukrainern wollten sie nichts zu tun haben.

Es schien, als wolle der Tag niemals enden. Die jungen Leute mußten stundenlang stehen. Sie waren nackt, verschüchtert und gedemütigt. Am späten Nachmittag war es vorbei und sie erhielten den Bescheid „tauglich“ oder „untauglich“.

Nadija nahm ihre Papiere von dem deutschen Soldaten in Empfang und las sie. Deutlich stand „Tauglich“ auf dem Formular. Unten hieß es noch: „Abreise am 27. Mai 1943. Ein kleiner Koffer ist erlaubt.“

Oksana hatte wegen dieser Nachricht geweint. Es waren die Tränen einer verzweifelten Mutter. Sie wollte nicht glauben, daß ihre Tochter als Arbeitsgefangene nach Deutschland mußte. Maria und Boris waren besonders still und versuchten, den Kummer Nadijas und ihrer Mutter nicht zu vergrößern.

Jetzt war es still im Haus. Nadija konnte nur ihr schnelles Herzklopfen hören. Was sollte sie tun? Würden diese Menschen sie foltern und umbringen? Würde sie jemals zu ihrer Familie nach Soldativ zurückkommen? Gab es nirgendwo Hilfe? Sie fühlte sich so allein und von der scheußlichen Untersuchung geschändet. Plötzlich flossen die Tränen, die sie den ganzen Tag unterdrückt hatte, wie ein Wasserfall ihre Wangen hinunter. Ihr ganzer Körper bebte. Sie konnte sich vor Angst nicht mehr unter Kontrolle halten. Es gab keine Hoffnung mehr für sie. Nicht einmal ihre liebe Mutter Oksana konnte ihr jetzt noch helfen. Wie sollte sie das alles ertragen. Wieder einmal begegnete ihr die extreme Grausamkeit der Menschen!

Oksana stand im Flur und beobachtete ihre Tochter. Wie sollte sie Nadija nur trösten?

„Nadija, es gibt nichts, was ich tun kann, um dich vor diesen schrecklichen Dingen zu bewahren. Es tut uns beiden weh.“ Oksana setzte sich und sah Nadija an. „Du mußt es ertragen. Aber halte dich rein! Gib nicht den verführerischen Worten einsamer Männer nach, die im fernen Land bestimmt auf dich zukommen. Nadija, du wirst es nicht bereuen, wenn du auf dich aufpaßt und ihre Annäherungen ausschlägst. Du mußt dir selbst treu bleiben.“ Nadija schaute ihre Mutter an und nickte schwach.

Nadija wußte, was ihre Mutter sagen wollte. Sie hatte das Verhalten deutscher Soldaten in Soldativ gesehen. Sie wußte, wie sie einige der albernern Mädchen im Dorf behandelt hatten, die gegen den Willen ihrer Eltern die Gesellschaft mit den Soldaten gesucht hatten.

Über all das mußte sie nachdenken! Nadija hatte keine Ahnung, wohin man sie bringen würde oder welche Arbeit sie leisten müßte. Würde sie stark genug sein für das, was vor ihr lag? Warum half ihr niemand? Nadija spürte die Verzweiflung des totalen Alleinseins.

Die zwei Tage bis zum 27. Mai vergingen schnell. Bald war es Zeit, zu gehen. Ein Eisenbahnwaggon wurde mit 25 jungen Leuten beladen, gebunden für Deutschland und die Sklaverei. Sie hatten strikte Order, sich nicht mit Freunden oder Verwandten zu unterhalten. Kontakte waren nicht erlaubt. Stillschweigen war befohlen. Boris, Maria und Oksana standen hinter der Absperrung und schauten zu. Oksana sah ihre Tochter in der Schlange, die sich langsam bewegte. Eine Menschenschlange nahm ihr Nadija. Als Nadija näher kam, wagte Oksana es, ihrer Tochter einen Zettel in die Hand zu drücken. Nadija steckte das Papier schnell in ihre Tasche, bevor die Wachen merkten, was ihre Mutter getan hatte.

Stunden später, als Nadija müde vom langen Stehen im Waggon ihre Beine rieb, erinnerte sie sich an Oksanas Notiz. Vorsichtig und unbeobachtet zog sie langsam den Zettel aus der Tasche. Vielleicht hatte Mutter ihr den Namen von irgendjemanden unterwegs oder in Deutschland aufgeschrieben, der ihr helfen könnte. Sie mußte vorsichtig sein mit dem Papier. Sorgfältig faltete sie den Zettel auseinander. Sie starrte auf die Worte.

„Was ist das für eine Hilfe?“ Nadija konnte nicht glauben, was sie las. Es war das Vaterunser. Ihre Mutter hatte es für sie aufgeschrieben. Unter Lebensgefahr hatte sie es ihrer Tochter zugesteckt, als diese Soldativ verließ. Widerwillig schob Nadija den Zettel in ihre Tasche zurück. In ihr war eine große Leere, als sie durch die dunkle Nacht fuhr, gebunden für Deutschland und die bedrohliche Ungewißheit.

Teil Zwei - Deutschland

4

Im Haus des Feindes

„Dummkopf!“ Wütend starrte Johann Gülker auf die Kuh, die seinen Melkschemel gerade quer durch den Stall befördert hatte. Es war später Nachmittag. Der deutsche Junge war müde und erschöpft. Eine gewisse Anspannung füllte in dieser Zeit immer sein Herz. Er lebte mit seiner Familie unter der Schreckensherrschaft Adolf Hitlers. Johann hatte gestern mehr Spannung gehabt als sonst.

Gestern war es für die ganze Familie Gülker besonders schwer gewesen. Es gab viel Arbeit auf dem Bauernhof in Hardinghausen in der Grafschaft Bentheim, an der niederländischen Grenze im Nordwesten Deutschlands. Alle arbeiteten von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, um die geforderte Anzahl Schweine zu schlachten und deren Fleisch zu verarbeiten. Sie mußten eine bestimmte Menge Lebensmittel an die deutschen Truppen liefern, die an vielen Fronten in Europa kämpften. Aber es gab außer der ermüdenden Aufgabe, das Fleisch zu schneiden, noch andere Pflichten, die erledigt werden mußten. Zweimal am Tag mußte man die Kühe melken, die Milchkannen blitzblank sauber schrubben und alles vorbereiten, damit der Milchwagen die tägliche Milch abholen und zur Molkerei bringen konnte.

Johanns Vater war 1941, vor zwei Jahren, verstorben. Die Verantwortung für den Hof ruhte nun auf den Schultern der drei Brüder Gülker. Gerhard, der älteste Sohn, und der zwei Jahre jüngere Gerd dienten in der deutschen Wehrmacht unter einem Diktator, den sie nicht verstanden und dem sie noch weniger vertrauten. So blieben Johann, seine Mutter, seine drei Schwestern und sein elfjähriger Bruder. Sie mußten zusehen, wie sie mit der Arbeit auf dem Hof zurechtkamen. Es war keine leichte Zeit für die Familie Gülker.

Ihr nächster Nachbar, Bernd Maathuis, wurde beauftragt, den Hof der Gülker zu überwachen. Er war Mitglied der Nazipartei. Seine Aufgabe war, aufzupassen daß die Gülker ihr Quote an Fleisch und anderen Lebensmitteln ablieferten.

Müde, schmutzig und hungrig ging die Familie am Abend ins Haus. Alle wuschen sich und setzten sich dann zu einer warmen Mahlzeit mit Kartoffeln, Schinken und Brot.

Als sie bereits beim Essen waren, klopfte es heftig an der Tür. Mama Gülker gab Johann ein Zeichen. Der Junge erhob sich, um die Haustür zu öffnen.

„Johann! Johann!“ jammerte die Frau an der Tür, als sie dem jungen Mann in die Arme fiel. „Sie haben meinen Mann mitgenommen!“

Johann erkannte die Schluchzende als die Frau des Pastoren einer anderen Gemeinde, der ein guter Freund der Gülker Familie war. Johanns Mutter hörte die Verzweiflung der Frau und tauchte hinter ihrem Sohn auf.

„Martha, was ist? Was ist passiert? Komm ins Haus. Wir müssen vorsichtig sein. Vielleicht beobachtet dich jemand und hört, was du sagst.“ Die Spitzel schnüffelten überall herum. Sie zeigten jeden an, der die Gesetze der Nazis nicht einhielt oder eine andere Meinung äußerte.

Langsam wurde das Ausmaß der Geschichte bekannt, während Martha versuchte, ihre Tränen unter Kontrolle zu bringen.

„Es war schon spät und Wilhelm¹ war immer noch nicht von der Kirche zurück. Wir fingen an, uns Sorgen zu machen. Meine Jungs und ich gingen die Norderstraße hinunter, um ihn zu suchen. Er

¹ *Handelt es sich vielleicht um Pastor Wilhelm Adolf Lenderink, gebürtig aus Uelsen und 1935-1947 Pastor in Bentheim. Er war verheiratet mit Hermanna de Boer. Wer waren sonst Wilhelm und Martha mit Söhnen? Johann Gülker meint, es könnte sich hierbei um Erinnerungen an das Schicksal von Pastor Dr. Heinrich Bernds (1901-1945) handeln, der im November 1940 nach einer Denunziation in seiner Gemeinde zu eineinhalb Jahren Haft verurteilt wurde und danach in Kurland verschollen ist. Seine Frau hieß mit Vornamen Marianne. Über Bernds siehe Karl Koch, Kohlbrüggianer in der Grafschaft Bentheim, in: Emsland/Bentheim, Beiträge zur Geschichte Band 12, Sögel 1996,414-418.*

könnte ja einen Unfall erlitten oder ein Rad vom Wagen verloren haben. Als wir zur Brücke kamen, sahen wir den leeren Wagen. Die Pferde waren nicht einmal angebunden. Ich konnte mir nicht vorstellen, was wohl passiert sein möchte. Als wir dort verwirrt herumstanden, kam ein Bauer von der anderen Straßenseite. Er erzählte uns, ein paar Soldaten hätten Wilhelm angehalten und ihn vom Wagen gezogen. Sie sagten, er habe gegen die Naziherrschaft gesprochen und müsse nun für dieses Verbrechen bezahlen. Sie bringen ihn bestimmt um! Ich sehe ihn nie wieder! Was soll ich nur tun?"

„Hat er gegen Hitler geredet?“ fragte Johann? „Weißt du was er gesagt haben könnte?“

„Letzten Sonntag sprach er nach der Kirche mit einigen Männern der Gemeinde. Ich stand ganz in der Nähe und hörte ihn sagen: ‚Aber weißt du, Hitler ist nicht die höchste Autorität.‘ Jemand muß ihn angezeigt haben. Aber wer würde das tun? Von den Gemeindegliedern bestimmt keiner!“

Die arme Frau begann wieder zu weinen. Nichts konnte sie trösten. Mama Gülker wartete, bis die Tränen ihrer Freundin nachließen und dann sagte sie zu ihr: „Martha, bleibe heute Nacht bei uns. Vielleicht können wir morgen früh etwas herausfinden.“

„Nein, nein! Ich muß zurück. Vielleicht kommt Wilhelm noch nach Hause. Ich muß da sein. Danke für deine Freundlichkeit, Geesken, aber ich muß heim. Meine Söhne machen sich Sorgen, wenn ich nicht komme. Ich hatte solch eine Angst. Ich mußte einfach zu euch kommen.“

Als die Frau des Pastoren gegangen war, sah Johann seine Mutter an. „Er kommt nicht zurück“, stammelte er. „Es geht ihm wie unserem Nachbarn Derk Hutten, nicht wahr? Sie werden ihn umbringen. Habe ich recht, Mutter?“

„Ja, Johann. Ich fürchte, du hast recht. Wieder ein guter Mann. Es ist schrecklich.“

Einen Tag danach hatte Johann keine Geduld mit einer bockigen Kuh. Er war müde nach einer schlaflosen Nacht. Er machte sich große Sorgen um Dominee Wilhelm. Aber die Arbeit mußte getan werden, ganz gleich wie er sich fühlte.

„Dummkopf!“ herrschte er die Kuh noch einmal an. „Steh’ doch still!“ Endlich saß er auf dem Melkschemel und Johann begann mit der vertrauten Melkprozedur. Seine Gedanken wanderten durch seinen Geburtsort Hardinghausen und andere Gebiete seiner deutschen Heimat.

„Wie lange kann das noch so weitergehen? Vorschriften, Lebensmittelquoten, Ausgangssperre, alles erzwangen Hitlers Anhänger. Wie können unsere Landsleute nur so von Hitler und seinen Ideen mitgerissen werden? Zwei Jahre lang haben wir immer neue Bedrängnisse und Demütigungen erlebt. Meine Brüder sind weg. Sie kämpfen für eine Sache, die sie nicht verstehen. Sie riskieren jeden Tag ihr Leben für einen Verrückten.“

Die beiden ältesten Söhne von Geesken Gülker dienten nicht freiwillig sondern auf Befehl Hitlers in der deutschen Armee. Einer der beiden, Gerhard, war vor einigen Monaten in Kriegsgefangenschaft geraten. Er befand in einem englischen Lager für Kriegsgefangene. Wenigstens war er am Leben und würde nicht wieder kämpfen müssen.

Mama Gülker wollte nicht, daß der 18jährige Johann zum nationalsozialistischen Arbeitsdienst ging. Wir brauchen ihn an Stelle seiner Brüder zu Hause”, hatte sie den Behörden gesagt. Dabei blieb es. So mußte Johann sich nicht der arroganten Gruppe militanter junger Leute anschließen, die die meisten Sonntage exerzierten und den Nationalsozialismus lernten. Das würde Geesken Gülker nicht erlauben. Der Sonntag war ein besonderer Tag. Es war kein Tag, um zu exerzieren, zu arbeiten oder den Kopf mit Naziparolen zu füllen. Der Sonntag sollte dem Gottesdienst und der Kirche geweiht sein. Geesken Gülker tat ihr Bestes, es in ihrem Haus so zu halten.

„Wir Gülker können nicht einmal über unseren eigenen Hof bestimmen,“ dachte Johann, als er mit dem Melken fertig war. „Wir schicken die besten Nahrungsmittel an die Front. Das Dritte Reich diktiert uns, wieviel wir behalten dürfen!“ Wieder einmal kam Ärger hoch bei dem jungen Deutschen.

Johann konnte sich an manche Nacht erinnern – die Fensterläden waren geschlossen, damit kein Licht nach draußen fiel – und dann wurde ein Schwein für die Familie geschlachtet. Die Fleischquote für die Armee bedeutete, daß die Gülkers oft selbst zu wenig Fleisch

hatten. Da war dies eine Möglichkeit, einen extra Fleischvorrat für die Familie anzulegen. Bei Sonnenaufgang war alles geschrubbt, verstaubt und saubergemacht. Man sah nichts mehr von den nächtlichen Aktivitäten.

Ganz Deutschland war in Aufruhr. Nichts war mehr wie vor der schrecklichen Nacht vom 9. November 1939. Haßerfüllte Nazisoldaten hatten in ganz Deutschland jüdische Synagogen durchwühlt, die heiligen Schätze der Juden zerstört, die Thora verbrannt, alle Fenster eingeworfen und die meisten Synagogen zerstört. Die Reichskristallnacht hinterließ in der deutschen Bevölkerung einen Schock. Nach diesem verheerenden Tag im November war das Deutschland, das Johann liebte, nie mehr dasselbe. Juden wurden umgebracht oder eingesperrt. Die Übriggebliebenen mußten den Davidsstern an ihre Kleidung heften. Der deutschen Bevölkerung wurde verboten, mit Juden Geschäfte zu machen. Es war untersagt, irgendetwas mit Juden zu tun zu haben.

Johann wandte sich Anton Baron zu, der in der anderen Reihe im Stall am Melken war. Anton kam aus Polen. Anton kam als Arbeitsgefangener auf den Hof Gülker. Die deutsche Armee hatte ihn bei ihrem Überfall auf Polen gefangen genommen. Anton war ein guter Mann und ein tüchtiger Arbeiter. Johann konnte sich nicht helfen, er fühlte sich schuldig, wenn er an die schrecklichen Dinge dachte, die die Nazis Antons Landsleuten zugefügt hatten, und an die wohlüberlegte Aushungerung der polnischen Bevölkerung, um sie den deutschen Besatzern zu unterwerfen. Johann konnte den hellblauen Flicker mit den weißen Buchstaben OST auf dem Hemd Antons sehen. Dieses Kennzeichen mußte jeder Kriegsgefangene tragen. Sie sollten allein bleiben und sofort erkennbar sein. Es war wohl nicht der Davidsstern, aber immerhin ein Zeichen, als ob es „Unrein!“ rufen sollte. Es war später Abend, als die Männer mit dem Melken fertig waren. Die kühle Brise des Frühlingsabends war erfrischend und blies leicht durch die Stalltüren.

Plötzlich merkte Johann, daß jemand neben ihm stand. Er sah auf und entdeckte ein schlankes, dunkelhaariges Mädchen. In der einen Hand hielt es einen Koffer, in der anderen ein Stück trockenes Brot.

„Wer bist du?“ fragte ein aufgeschreckter Johann. „Wo kommst du her?“

Das unbekannte Mädchen stand nur und schaute ihn an. „Hast du mich nicht verstanden? Ich habe gefragt: Wer bist du?“ Johann konnte sehen, diese junge Frau fürchtete sich sehr vor ihrer Umgebung. Aber sie war entschlossen, ihre Furcht unter Kontrolle zu halten.

„Sie spricht kein Deutsch, Johann. Sie kann dir nicht antworten.“ Die Stimme kam von hinten. Als er sich umdrehte, sah er Bernd Maathuis, den Parteiaufseher und Nachbarn. „Sie stammt aus der Ukraine und ist eine Gefangene. Sie wurde hierher geschickt, um euch auf dem Hof und im Haus zu helfen.“

Johann erinnerte sich wieder, daß Bernd einmal in die Stadt gegangen war, um einen Gefangenen als zusätzliche Hilfe zu bekommen. Er hatte damals auch einen Wagen und zwei zusätzliche Pferde erworben.

„Was kann die schon? Sie ist zu dünn und zu jung, um viel zu arbeiten,“ entgegnete Johann abwertend.

„Ich glaube, sie ist in deinem Alter, Johann. Sie kann genauso gut arbeiten wie ihr alle. Deine Mutter benötigt Hilfe im Haushalt mit den Zwillingen und den anderen Aufgaben. Du brauchst jemand, der dir im Stall und auf dem Feld helfen kann. Sie heißt Nadija Chaplya.“

„Anton,“ rief er, als er sich dem polnischen Mann zuwandte, der still abseits gestanden und die Szene beobachtet hatte, „du kannst ihr helfen die Anweisungen zu verstehen, bis sie die Sprache etwas gelernt hat. Du sprichst etwas Russisch, hörte ich.“

Nadija Chaplya sah die zwei Männer, die offensichtlich über sie sprachen. Sie konnte nichts verstehen. Sie stand einfach nur da und hielt ihren Koffer ganz fest. Sie wollte das einzige, was sie besaß, nicht loslassen. Sie war müde und hungrig und hatte unbeschreibliche Angst.

In den letzten vier Tage hatte Nadija kaum geschlafen. Die vielen verwirrenden Ereignisse hatten sie abgestumpft. Sie war mit vielen anderen jungen Leute aus Soldativ endlose Stunden in einem Eisenbahnwaggon wie Vieh zum Markt transportiert worden. Bewaffnete Wachposten standen an jeder Tür. Niemand zweifelte daran, daß sie auf die verängstigte Gruppe schießen würden.

In Kiew hielten sie das erste Mal. Sie wurden zur Übernachtung in ein leerstehendes Warenhaus getrieben. Schnell errichteten sie behelfsmäßige Betten. Sie schliefen in Reihen, wie gelagertes Bauholz. Bei einigen Mädchen gab es Tränen, bei den jungen Männern derbe Sprüche. Alle redeten mit gedämpfter Stimme. Es gab keine Fluchtmöglichkeit. Man sagte ihnen, jeder Fluchtversuch würde mit dem Tode bestraft. Am nächsten Morgen ging es weiter nach Polen. Dort wurden sie geschult und für ihre Arbeit in Deutschland eingeteilt.

Nadija starrte auf den blauen quadratischen Flicker. „OST“ stand darauf. Sie konnte es kaum glauben, daß sie ihn auf ihre Kleidung nähen und ständig tragen sollte. Aber das Gefühl untergeordnet und wertlos zu sein, war ein bekanntes Gefühl im Leben von Nadija Chaplya. Vor langer Zeit hatte sie schon entdeckt, daß Menschen einander schreckliches Leid zufügen konnten. Der Nazioffizier, der dort vor den jungen ukrainischen Leuten stand, sah stolz und herrisch aus. Nadija hatte ihm fast eine Stunde lang zugehört. Mit nachlassender Aufmerksamkeit spürte sie das Heimweh wieder.

„Ich vermisse meine Mutter so sehr,“ dachte sie. „Sie sorgt sich bestimmt schrecklich um mich.“ Nadija sprang fast von ihrem Stuhl auf, als sie sich an den scharfen Knall der Schüsse erinnerte, die sie früher am Tag gehört hatte. Sie zitterte, als sie an die beiden jungen Männer dachte, die die Flucht versucht hatten.

Sie waren vor den Konsequenzen eines Fluchtversuchs gewarnt worden. Man hatte ihnen gesagt, sie und auch ihre Eltern zu Hause würden als Strafe für ihren Ungehorsam auf der Stelle erschossen. Die Nazis hielten ihr Wort. Nadija rannte mit ihren Freunden zur Tür des behelfsmäßigen Vorlesungssaals, als sie die Schüsse hörten. Auf der dreckigen Straße, die in den Ort führte, lagen die Leichen der beiden Jungen, die auf ihrer Flucht in den nahen Wald erschossen worden waren. Die anderen jungen Leute wurden nach draußen, an den beiden vorbei geführt und gezwungen, sie anzuschauen. Die Botschaft war deutlich. Versucht ja nicht, zu fliehen! Nadija dachte an die Eltern der beiden Jungen. Sie würden aus ihren Häusern geholt und umgebracht werden, weil ihre Söhne einen verzweifelten Ausbruchversuch unternommen hatten

Tränen brannten in ihren Augen. Sie stellte sich ihre eigene liebe Mutter in einer solchen Lage vor. Nein, sie würde nicht weglaufen. Was brachte das schon? Sie hatte kein Geld, keine Papiere. Sie konnte sich in einem fremden Land nirgendwo hinwenden. Sie würde das Leben ihrer Familie nicht riskieren. Sie konnte immer noch das Tränen bedeckte Gesicht von Oksana Chaplya sehen, als ihre Tochter letzte Woche in Soldativ in den wartenden Eisenbahnwaggon gezwungen wurde. Nadija wurde unwillig, als sie sich an die Szene erinnerte! Sie haßte diese Leute, weil sie das Böse in ihr Leben gebracht hatten! Vertraue keinem, liebe niemanden. Solche Gefühle bringen nur Schmerzen.

„Komm, Nadija!“ Diese russisch gesprochenen Worte brachten sie wieder in die Gegenwart zurück. Der polnische Mann hatte sie gerufen. Er brachte sie nach drinnen. Das Leben im Haus des Feindes konnte beginnen.

* * *

Das sanfte Abendrot eines Sommertages verbreitete goldenen Farbglanz über deutsche Höfe und Felder. Das trockene Heu lag zusammengeharkt auf der Wiese. Es konnte so auf den Wagen geladen werden. Johann und Nadija würden morgen weitermachen. Nadija schaute auf das friedliche Land und fragte sich, was mit ihr passierte.

Sie war schon etwas länger als ein Jahr im Haus der Gülkers. Zu Nadijas Erstaunen war sie weder geschlagen noch mißhandelt worden. Man hatte sie nicht gezwungen, härter zu arbeiten als der Rest der Familie. Alle hatten ihr geholfen, die Routine auf dem Hof zu lernen. Bruder Jan hatte ihr gezeigt, wie die Familie die Schuhe geputzt haben möchte. Die junge Fenna hatte ihr beim Heuen geholfen, beim Wenden, Harken und Laden. Johann arbeitete mit ihr auf den Feldern. Er zeigte ihr, wie man Kartoffeln und andere Früchte erntet und das Vieh versorgt. Sie lernte, wie man Fleisch schneidet oder Wurst macht und dann alle Geräte blitzblank putzt. Es gab keine Aufgabe, die Nadija nicht versuchte. Schließlich konnte sie alles, was man nur von ihr wollte. Nebenbei lernte sie viele deutsche Worte verstehen und sprechen. Nadija brachte ihrer Arbeit

immer zu Ende. Sie beklagte sich nie über schwere Arbeit oder lange Arbeitszeiten. Nadija arbeitet schwer und gab ihr Bestes.

Sie war der Familie gegenüber immer treu und tratschte nie. Nadija spürte, Mama Gülker mochte ihre Einstellung zur Arbeit. Sie sah Nadija als Mensch, nicht nur als Magd und bestimmt nicht nur als Kriegsgefangene.

Für Nadija war das nicht einfach. Ein Teil ihrer Persönlichkeit wollte das Angebot der Freundlichkeit der Familie annehmen und das Vertrauen genießen, das alle zu ihr hatten. Aber der alte, mißtrauische Teil Nadijas weigerte sich noch und zog sie in ihre dunkle Ecke zurück.

Im Haushalt der Gülkers wurde gelacht. Es gab ein Gefühl von Sicherheit und Zufriedenheit. Wie konnte das sein? Ihr Land war im Krieg! Johanns Brüder kämpften als deutsche Soldaten und waren jeden Tag in Gefahr. Nadija war ihr Feind. Aber die Familie behandelte sie nicht böse oder schlecht. Sie durfte ein Teil der Familie sein, während der kalten Monate beim Herd in der großen Küche sitzen und der Familienunterhaltung zuhören, Sie nahm teil an ihren Späßen, schaute den Kindern bei ihren Hausaufgaben für die Schule zu und hörte, wie sie ihre Aufgaben für den kirchlichen Unterricht lernten, den „Katechismus“. Welch eine Herzlichkeit gab es in der Familie! Das hatte Nadija noch nie gesehen! Mißtrauen oder Egoismus gab es nicht. Für Nadija war das ein Rätsel. Wie konnten sie es nur wagen, ihre inneren Gefühle so offen zu zeigen und so verletzbar zu werden? Um die Wahrheit zu sagen, Nadija fing an, sich wohl zu fühlen in diesem deutschen Haushalt. Sie verstand es nicht, aber hier gab es Frieden und Zufriedenheit. Die wollte Nadija auch gerne finden.

Nun stand Nadija am Fenster ihres Schlafzimmers. Sie schaute auf das friedliche Bild und dachte über den Morgen nach. Sie war mit Johann auf der Wiese gewesen. Sie hatten Heu geladen, das in der Scheune gelagert werden sollte. Nadija war oben auf dem Wagen. Sie packte das Heu, das Johann ihr hinaufgereichte. Die Pferde gingen mit gleichmäßigem Schritt vorwärts. Die beiden jungen Leute arbeiteten fleißig, um fertig zu werden.

Plötzlich verlagerte sich das Gewicht, die Ladung rutschte und Nadija und das halbe Heu kamen heruntergepurzelt. Johann hielt so

schnell er konnte die Pferde an. Er lief dorthin, wo Nadija unter dem Heu lag.

„Nadija, hast du dich verletzt? Bist du in Ordnung?“ erkundigte sich ein besorgter Johann.

„Bleib weg von mir. Bleib weg!“ kreischte Nadija. Du willst mich umbringen!“

Johann konnte nicht glauben, was er hörte. Er dachte, sie hätten während des letzten Jahres ein bestimmtes Maß an gegenseitigem Respekt erreicht. Sie hatten zusammen auf den Feldern gearbeitet und jeden Tag gemeinsam die Kühe gemolken. Er war sicher, sie fing an, ihm und der übrigen Familie zu vertrauen. Aber jetzt beschuldigte sie ihn, er versuche, sie umzubringen!

„Das ist Unsinn, Nadija! Ich habe nicht versucht, dich umzubringen. Du weißt es wohl besser!“ erklärte ein verduztter Johann.

„Bleib bloß weg. Mir geht es gut!“ Nadija rappelte sich auf und fing sofort an, das heruntergefallene Heu wieder zusammenzutragen. Sie war selbst über ihrem eigenen Wutausbruch verwundert. Der Haß, der so plötzlich wieder an die Oberfläche gekommen war, brachte sie in Verlegenheit und verwirrte sie.

„Nein, Nadija, das reicht nicht. Warum beschuldigst du mich, ich wolle dich umbringen? Ich verstehe überhaupt nichts!“ Johann schaute das ängstliche Mädchen an und wartete auf eine Antwort.

Nadija zitterte und schämte sich, daß sie auf einen einfachen Unfall so heftig reagiert hatte. Die Worte waren ihr einfach raus geflogen.

„Johann,“ erwiderte Nadija langsam, „tief in mir steckt immer noch der Gedanke, niemandem zu vertrauen. Man hat mir so lange Angst gemacht. Jeder ist scheinbar mein Feind. Vielleicht weicht diese schreckliche Dunkelheit eines Tages und fürchte ich dann nicht mehr, daß Menschen mich vor lauter Haß oder Neid mit einem Gewehr bedrohen.“ Mit gesenkten Augen, die nicht wagten, den jungen Mann anzuschauen, fügte Nadija hinzu: „Es tut mir leid, Johann. Natürlich wolltest du mir nicht wehtun.“

Nadija wollte noch immer niemandem vertrauen. Würde sie jemals lachen und glücklich sein können wie diese Familie? Sie war einsam

und sehnte sich nach ihrer eigenen Familie. Die Gülkers hatten etwas, was sie bei sich in der Ukraine noch nie erlebt hatte.

„Nadija. Nadija!“ Komm mit mir in die Küche.“

Der vertraute Ruf brachte Nadija in die Gegenwart zurück. Mama Gülker rief sie, um mit dem Abendbrot für die Familie zu helfen.

Wie gewohnt, antwortete Nadija sofort. Sie eilte in die großen Küche, um die dampfenden heißen Gerichte mit Schinken, Kartoffeln und frisch geschnittenem, selbstgebackenem Brot auf den Tisch zu stellen.

„Mach schnell, Nadija,“ befahl Frau Gülker, „alle haben Hunger.“

Man mußte Nadija nicht erinnern, daß die Gülkers hungrig waren! Sie hatte sie beim Essen gesehen. Sie genossen die einfache Kost, die sie bekamen. Sie klagten nie über mangelnde Abwechslung oder fehlendes Fleisch. Sie freuten sich einfach, mit ihren Geschwistern an Mama Gülkers Tisch zu sitzen.

Sobald alle Gerichte auf dem langen Holztisch standen, läutete Mama Gülker die kupferne Essensglocke. Nadija half den siebenjährigen Zwillingen Hanni und Frieda auf ihre Stühle. Dann ging sie in die Küche zurück. Dort bekam sie mit Anton und den anderen Arbeitern ihr Essen.

Nadija blieb in der Tür stehen und schaute auf die versammelte Familie. Johann betete. Sogar die kleinen Kinder neigten ehrfürchtig ihre Köpfe. Nadija wußte, das taten sie jedes Mal vor dem Essen. Nadija beobachtete, wie sie am Ende jeder Mahlzeit die Bibel lasen. Manchmal hielten sie sich bei den Händen und sangen die Psalmen, die die Kinder während der Woche auswendig gelernt hatten. Ihre jungen und alten Stimmen vereinten sich zum gemeinsamen Gotteslob.

„Warum tun sie das?“ fragte Nadija sich. „Es ändert sich nichts. Wo ist der Gott, der diese Gebete hört? Ist er derselbe Gott, zu dem meine Mutter auf Knien vor den Ikonen in der Russisch Orthodoxen Kirche zuhause betete?“

Das Gebet der Familie Gülker war anders. Es klang sehr persönlich. Nadija kannte keinen solchen Gott. Sie sah ihn nirgendwo. Das Böse breitete seine Häßlichkeit über Land und Leute in Deutschland,

Rußland und der Ukraine aus. Soweit sie wußte, änderte beten, wie die Familie Gülker es tat, auch nichts.

Jeden Sonntag half Nadija, das Essen für die Familie Gülker in die Kutsche zu bringen. Die ganze Familie kletterte in den Wagen. Sie machten sich auf den Weg zu einem gemieteten Raum² im Nachbarort Uelsen, vier Kilometer entfernt. Den Tag über gingen sie in die Kirche. Sie genossen die Mahlzeiten mit Freunden und Verwandten und machten Besuche. Bei Anbruch der Dunkelheit kamen sie zurück. Wenn sie nach Hause kamen, sangen sie immer Psalmen und Lieder. Das war ein Rätsel!

Nadjas Deutschkenntnisse verbesserten sich rapide. Sie hatte schon in der Grundschule in Raschewka das deutsche Alphabet gelernt. Auch ihre Lesen machte Fortschritte.

„Vielleicht sollte ich Mama Gülker um einige Kinderbücher ihrer Kirche bitten. Ich möchte wissen, was in dieser Familie anders ist,“ dachte Nadija. „Könnte es sein, daß es gegen meine Schwermut hilft und daß es auch für mich irgendwo Freude gibt?“



Familie Gülker mit Nadija 1949



Der Hof Gülker

5

Von Gott erwählt

Der kühle Schatten des Waldes fiel auf Nadija Chaplya. Hohe Bäume boten ihr willkommenen Schutz vor der heißen Nachmittagssonne. Die Kühe weideten zufrieden zwischen den Bäumen und fraßen mitten im Sommer genüßlichen das grüne Gras in Deutschland. Das Buch in ihren Händen fesselte Nadjas ganze Aufmerksamkeit. Es war ein schöner Nachmittag.

Nadija hörte auf zu lesen. Sie sah nach dem Vieh. Es war alles in bester Ordnung. Sie setzte sie sich auf einen umgefallenen Baumstamm. Sie mußte jeden Nachmittag die Kühe der Familie Gülker zum Weiden ins frischen Gras bringen. Nadja liebte diesen Ort sehr. Hier konnte sie nachdenken und sich entspannen. Oft saß sie hier und verschlang die Bücher, die ihr Mama Gülker zu lesen gab.

Frau Gülker hatte sich sehr gefreut, als Nadija sie um Bücher der Kirche gebeten hatte.

„Natürlich, Nadija. Du darfst diese Bücher gern lesen. Ich suche dir einige aus, von denen ich glaube, daß sie dir weiterhelfen. Es ist gut, daß du dich für die Dinge Gottes interessierst. Du mußt lesen und lernen, aber auch mit dem Herzen hören, was dein Verstand lernt. Erzähl mir ruhig, was du liest. Ich möchte dir gern helfen, mehr von Gott und seiner Schöpfung zu verstehen.“

Nadija atmete den frischen Duft des Waldes tief ein. Sie stieß einen tiefen, fast zufriedenen Seufzer aus. Sie lehnte sich an die glatte Rinde „ihres Baumes“ und schloß die Augen. Im letzten Monat war soviel passiert. Es war schwer, alles zu begreifen.

Die Bücher, die sie las, sprachen sie an. Sie weckten in ihr einen Drang und ein Verlangen. Sie wollte mehr lesen über Gott und sein

Versprechen, seine Kinder zu retten. Sie las von dem Gott, den sie so lange verleugnet hatte. Warum war es jetzt anders? Mama Gülker erklärte es als „das Wirken des Heiligen Geistes in deinem Herzen, der für Gott Platz macht in deinem Leben, Nadija“. Nadija nannte Frau Gülker gern „Mama“. Für Geesken Gülker war das junge Mädchen aus der Ukraine ein Teil der Familie geworden. Geesken Gülker hatte selbst vorgeschlagen, Nadija solle sie „Mama“ nennen. Dieses Angebot freute die so weit von der eigenen Familie und Heimat entfernte junge Frau sehr.

Der Krieg, der große Teile der Welt überflutet hatte, war vorbei. Adolf Hitler war in der Schlacht um Berlin umgekommen. Er wollte lieber in seinem Bunker sterben, als sich als gefallener und besiegter Diktator der Schande stellen.

Gerd, der zweite Sohn der Familie Gülker, kam aus Italien zu seiner dankbaren Familie zurück. Gerhard, der älteste, würde bald aus englischer Kriegsgefangenschaft nach Hause kommen. Johann hatte in der deutschen Armee gedient. Er war nun auch wieder zu Hause. Die Familie war beieinander und dankbar, daß kein Sohn verwundet oder gefallen war.

Das Ende des Krieges änderte alles für Nadija Chaplya. Sie war nun keine Gefangene der Deutschen mehr. Aber sie war weit entfernt von ihrer Heimat in der Ukraine. Vorübergehend wurden in ganz Deutschland Lager eingerichtet, um befreite Gefangene unterzubringen und Vorkehrungen für ihre Rückführung in ihre Heimatländer zu treffen. Nadija erhielt Informationen, daß sie mit einem Transport in die U.D.S.S.R., in ihre Heimat, zurückkehren könne. So bereiteten sie und Familie Gülker umgehend ihre Abreise vor.

Die Mädchen weinten, die Männer umarmten sie. Anton Barton war schon nach Polen zurückgekehrt. Jetzt sagte Familie Gülker zum zweiten Mal einer treuen Mitarbeiterin Lebewohl. Mama Gülker gab ihr gute Ratschläge mit auf den Weg. Ihr kamen auch die Tränen, als sie sich von dem jungen ukrainischen Mädchen verabschiedete, die zwei Jahre mit ihnen zusammen gelebt und gearbeitet hatte.

Johann und Nadija fuhren nach Bathorn in Richtung Meppen, mit dem Pferdewagen einen Tag weit von Hardinghausen entfernt. Dort sollte Nadija auf eine Gruppe Männer und Frauen stoßen, die über Hamburg in die Sowjetunion zurückkehrten. Der Abschied vom Hof

Gülker fiel Nadija schwer. Sie war froh, daß Johann sie zum Lager fuhr. Die beiden jungen Leute unterhielten sich unbefangen über Nadjas Zeit in Deutschland. Unterwegs versuchte Johann, Nadija zu überzeugen, sie werde ihre Familie lebend und wohlbehalten in Soldativ antreffen. Im Geheimen fragte er sich schon, ob dem auch so sein würde. Nadija hatte seit über einem Jahr keine Post mehr erhalten von ihrer Familie. Der letzte Brief ihrer Schwester Maria aus Soldativ besagte, die ganze Gegend werde Tag und Nacht von deutschen Flugzeugen bombardiert.

„Johann, ich bin dir und deiner Familie immer dankbar für eure Freundlichkeit. Ich war so verängstigt, als ich kam. Ich wußte nicht, was mich erwartete.“ gestand Nadija, als der Wagen die Straße entlang rumpelte.

„Ich weiß“, entgegnete Johann und lachte in sich hinein, „ich erinnere mich noch gut, wie du damals am Scheunentor ausgeschaust hast. Du warst wie ein verschrecktes Kaninchen!“ Der junge Mann wandte sich Nadija zu und schaute sie an. „Ich bin froh, daß du gelernt hast, uns zu vertrauen, Nadija. Es war eine schwierige Situation für uns alle. Ich bin froh, daß du mit guten Erinnerungen an die Familie Gülker gehst. Wir werden dich alle vermissen, Nadija.“

Tränen bildeten sich in den Augen der jungen Frau. Sie war froh, als sie das Lager in Bathorn vor sich sah. Nun wandten die beiden jungen Leute ihre Aufmerksamkeit auf das Reiseziel. Das half Nadija, ihre Fassung wieder zu gewinnen.

Johann lenkte den Wagen zum Hauptquartier des Lagers und machte die Pferde am Zaunpfahl fest.

„Warte hier, Nadija. Ich kümmere mich um die Dinge, die vor deiner Abreise noch erledigt werden müssen.“ So begab Johann sich auf die Suche nach dem verantwortlichen Offizier für das Lager. Nadjas Papiere und Ausweis hielt er in der Hand.

Nadija wartete lange auf dem harten Sitz des Pferdewagens. Mit jeder verstrichenen Minute wurde sie besorgter. Endlich kam Johann zurück. Irgendetwas war nicht in Ordnung! Nadija konnte es an seinem Gesicht erkennen.

„Was ist, Johann? Gibt es Probleme mit meinen Papieren?“ Nadija wartete auf seine Antwort.

Johann schaute Nadija an. Es war schwer, ihrem fragenden Blick standzuhalten. „Deine Papiere sind in Ordnung, Nadija, aber der Transport nach Rußland ist gestern abgegangen. Wir sind einen Tag zu spät. In nächster Zeit fährt kein Schiff mehr, vielleicht erst wieder in einigen Monaten.“

Nadija starrte ihn ungläubig an. „Oh, nein, Johann! Was soll ich nur tun?“

„Ich weiß es nicht, Nadija“, antwortete der Junge, während er auf den Wagen stieg. Wir müssen darüber reden und dann entscheiden, was wir tun sollen.“

„Ich bleibe hier, Johann, bis der nächste Transport geht“, entschied Nadija. Nach einigen schweigenden Minuten wandte Nadija sich zu Johann, der mit seinem Kopf in den Händen dasaß.

„Das wäre nicht weise. Es kann ein Jahr dauern, bevor ein weiteres Schiff nach Rußland verfügbar ist. Nein“, entschied Johann, „du kommst mit mir zurück nach Hardinghausen. Mama weiß, was zu tun ist. Du kannst nicht hier bleiben. In so einem Lager könnte dir alles Mögliche zustoßen!“

Gegen den Protest Nadijas wendete Johann den Wagen. Er fuhr nach Hardinghausen zurück und zurück in eine ungewisse Zukunft für Nadija Chaplya.

Nadija lächelte leise in sich hinein, als sie die Kühle des Waldes genoß. Sie erinnerte sich an den Gesichtsausdruck Geesken Gülkers, als sie Nadija neben Johann auf dem von Bathorn zurückgekehrten Wagen sitzen sah. Es war später Abend, als sie wieder auf dem Hof ankamen. Die Familie war gerade im Begriff, sich zur Ruhe zu begeben. Mama Gülker konnte nicht glauben, was sie sah!

„Das war ein Schock für sie“, erinnert sich Nadija. „Ich hatte Angst, sie wüßte nichts anzufangen mit mir.“

Geesken Gülker wußte, was zu tun war. Sie sagte, Johann habe das Richtige getan, indem er Nadija wieder mitbrachte. Es wäre verkehrt gewesen, sie im Lager zu belassen, ohne zu wissen, was mit ihr geschehen würde. Nadija dürfe bei ihnen bleiben, bis sich andere Wege für ihre Rückkehr in die Ukraine fänden, falls sie das wünsche. Sie dürfe bleiben und wie vorher weiter mitarbeiten, aber

nicht mehr als Gefangene. Sie sei frei und könne nun selbst über ihre Zukunft entscheiden.

Die Worte „frei, selbst über ihre Zukunft entscheiden“, hinterließen eine gerunzelte Stirn und Fältchen auf Nadjas jungem Gesicht.

„Wo ist meine Zukunft?“ fragte Nadjia sich. „Falls meine Mutter noch lebt, wird sie erwarten, daß ich zurückkehre. Ich weiß nicht mal, ob sie überlebt hat. Aber jetzt ist es zu gefährlich, heimzukehren! Ich würde standrechtlich erschossen werden.“

Nadjia hatte von den Zuständen in der Ukraine aus Berichten über die Region durch Programme des Kurzwellenradios erfahren. Die Nachkriegszustände waren sehr unsicher. Es war kaum zu glauben, was sie in den Berichten hörte. Die Radiosprecher sagten, die Kommunisten hätten die Macht in der Ukraine wieder übernommen. Sie hätten die Dorfbewohner überzeugt, die jungen Leute, die 1943 als Arbeitsgefangene nach Deutschland gebracht worden seien, seien eigentlich Überläufer. Sie wären freiwillig in Feindesland gegangen, um Geld zu verdienen und dem Feind zu helfen. Sie müßten wie Verräter behandelt werden. Die ukrainische Bevölkerung wußte, das war gelogen. Aber sie hatte Angst, sich gegen die Kommunisten aufzulehnen!

Und, natürlich, es gab Joseph! Joseph wollte Nadjia heiraten und nach England bringen und dort eine Schneiderei eröffnen. Joseph schenkte Nadjia Sicherheit und Zuneigung und einen neuen Anfang für sie beide in einem anderen Land.

Joseph Kashuba war wie Nadjia Arbeitsgefangener in Deutschland. Er war auf dem Hof freigelassen worden, auf dem er während des Krieges gearbeitet hatte. Dieser schlanke, gutaussehende junge Mann wollte wieder anfangen, zu leben. Er wollte ein Geschäft aufbauen und eine Familie gründen. Er hatte gerade begonnen, seinem Vater als Schneider in der Ukraine zu helfen, als die Verordnung kam, die ihn als deutschen Kriegsgefangenen aus seine Heimat holte. Nun wollte er sein Leben neu aufbauen.

Er hörte auch die Nachrichten aus der Ukraine. Er fragte sich auch, wie gefährlich es sei, nach Kiew zurückzukehren.

Joseph hatte endlich eine Entscheidung getroffen. Er wollte nicht riskieren, unter der Bedrohung eines anderen Diktators in Rußland

oder anderswo zu leben. Er hatte in Deutschland unter Hitlers Regierung genug erlebt. Joseph wollte frei sein. Er beschloß, nach England zu gehen und dort eine Schneiderei zu eröffnen. Er hatte dafür die nötigen Fähigkeiten. Er wollte neu anfangen.

Eines nachmittags war Nadija in das Lager gekommen, in dem Joseph auf seinen Transport nach England wartete. Nadija hatte Freunde in diesem Lager unweit vom Hof Gülker. Sie konnte es mit dem Fahrrad erreichen. Nadija war bei Familie Gülker geblieben, während sie ihre Zukunft klärte. So mußte sie nicht in einer kalten Unterkunft leben wie ihre Freunde im Lager. Dafür war sie dankbar. Während des Krieges war sie jungen Ukrainern auf anderen Höfen begegnet. Mama Gülker hatte Nadija erlaubt, sie gelegentlich zu besuchen. So gab sie allen einen Bezugspunkt zur Heimat. Während sie nun auf den Transport in ihre neue Wahlheimat warteten, kam Nadija oft an ihrem freien Nachmittag vom Hof Gülker. Sie genoß die Gesellschaft ihrer jungen Freunde.

Eines nachmittags begegneten Nadija und Joseph einander. Von da an verbrachten sie viele schöne Nachmittage miteinander. Es dauerte nicht lange, bis Joseph seine Gefühle für Nadija ausdrückte.

„Komm mit mir nach England, Nadija. Ich bin von Beruf Schneider. Wir können zusammen ein Schneidergeschäft eröffnen und ein gutes Leben führen. In der Ukraine gibt es für uns beide nichts mehr. Es ist zu gefährlich, zurückzukehren. Es gibt dort keine Möglichkeit, ein annehmbares Leben zu führen..

„Joseph, ich bin mir nicht sicher, ob meine Gefühle für dich genauso stark sind wie deine für mich“, antwortete Nadija. „Es gibt so viel zu bedenken.“

Während die Wochen ins Land zogen, drängte Joseph immer mehr, sie solle mit ihm gehen. Am Ende stimmte Nadija einer Verlobung zu. Sie gab ihm ihren Reisepaß. Joseph begann mit den notwendigen Vorbereitungen für ihrer beider Ausreise nach England.

Irgendetwas in Nadija verhinderte jedoch, daß sie vollständig versprach, Josephs Frau zu werden. Er war ein sehr netter Mensch. Nadija wußte, sie wäre in England gut versorgt. Sie mochte Joseph. Aber reichte das, einen solchen drastischen Schritt zu tun? Sie würde alle Gedanken aufgeben müssen, ihre Familie in Soldativ wiederzusehen. Was würde ihre Mutter dazu sagen, wenn sie noch

lebte? Nadija drehte ihrer Heimat den Rücken zu. Würde sie je das Schicksal ihres Vaters erfahren? Was war mit ihm geschehen? Anton Chaplya war schließlich immer noch ihr Vater, ganz gleich, welche Umstände diese Beziehung zerrissen hatten.

Am meisten beunruhigte sie der Gedanke, daß sie die Quelle ihres in Deutschland gefundenen Glaubens aufgeben müßte. Sie ging zu Mama Gülker und bat sie um Rat.

„Nadija, hast du Gott gefragt, was er von dir möchte?“ fragte Frau Gülker.

Nadija schüttelte ihren Kopf. „Nein, so kenne ich Gott nicht. Ich fange gerade an, Gott kennenzulernen durch die Bücher, die ich lese und durch das Gespräch in der Familie. Ich habe einige der langen Gebete aus dem Gesangbuch auswendig gelernt. Aber ich kann nicht für mich selbst beten.“

Nadija war mit den Gülkers in die Altreformierte Kirche in Uelsen gegangen. Während des Krieges war es ihr verboten, an den Gottesdiensten teilzunehmen. Aber jetzt durfte sie mit der Familie mitkommen. Mama Gülker hatte Nadija ermutigt, während ihres weiteren Aufenthalts in Deutschland in eine Kirche ihrer Wahl zu gehen. Nadija verlangte danach, zu beten. Aber sie meinte, sie habe kein Recht dazu. Sie hatte Gott so lange abgewiesen, sie hatte für ihn keinen Platz in ihrem Leben gehabt und sogar seine Existenz bezweifelt. Als sie die Bücher las, die Mama ihr gab, spürte sie, wie die alte Bitterkeit wegfiel. Nadija verstand es nicht, aber sie spürte es. Sie hatte das Verlangen, mehr von Gott zu erfahren. Aber beten? Nein, Nadija konnte es nicht.

Nadija traf ihre Entscheidung. Sie würde zusammen mit Joseph Deutschland verlassen. Es blieben noch zwei Wochen bis zu ihrer Abreise. Nadija hatte begonnen, ihre wenigen Habseligkeiten zu packen. Aber sie war nicht zufrieden mit ihrer Entscheidung. Joseph konnte den neuen Glauben nicht teilen, den Nadija kennengelernt hatte. In England hätte sie keine Gelegenheit, mehr davon zu erfahren. Dort würde ihr Verlangen, Gott kennenzulernen, keine Unterstützung erhalten. Was war die richtige Antwort? Sie mochte Joseph sehr. Aber war es gut, Gott wieder den Rücken zuzukehren? Warum war sie so unruhig?

Es waren lange Nächte für Nadija. Sie konnte nicht schlafen. Sie lag wach und kämpfte mit ihrem Problem.

Spät an einem Abend und erschöpft von fehlendem Schlaf und den Sorgen, kniete Nadija schließlich neben ihrem Bett nieder und schüttete Gott ihr Herz aus.

„Herr, ich bin es nicht wert, etwas von dir zu erbitten. Aber bitte hilf mir. Zeige mir, ob ich nach England gehen oder hier bleiben soll. Ich bin verloren und brauche deine Führung.“

Ihr Gebet war einfach aber ernsthaft. Gott meldete seinen Anspruch auf sein Kind an. Nadija kam auf den Knien zu ihm und legte ihr Leben in seine Hände.

Am nächsten Morgen wußte Nadija, sie sollte nicht nach England gehen. Sie spürte, es gab etwas Wichtiges, was sie in Deutschland noch zu tun hatte. Gott sage ihr, sie solle nicht mit Joseph nach England gehen. Aber was war mit ihrem Ausweis? Sie hatte ihn Joseph gegeben. Nadija wußte, es gab kaum eine Chance, ihre Papiere zurückzuerhalten. Sie würde es trotzdem versuchen. Nadija lieh sich ein Fahrrad von einem der Mädchen von Gülker. Sie machte sich auf den Weg zum Lager, um Joseph zu finden.

Es war schwer, Joseph ihre Entscheidung zu erklären. Nadija erzählte ihm alles. Seine Enttäuschung war offenkundig. Aber er ging mit ihr zu den Behörden, um zu sehen, ob er ihren Ausweis vielleicht zurückbekommen könne. Wie durch ein Wunder gaben sie den Pass ohne Zögern zurück. Joseph und Nadija verabschiedeten sich voneinander. Nadija mußte weinen. Es war für Joseph schwierig, Nadija gehen zu lassen. Und für Nadija war es schwierig, Joseph auszuschlagen, seine Frau zu werden. Aber sie war davon überzeugt, das Richtige zu tun. Wie schwer es auch war, sie war sich sicher, auf dem richtigen Weg zu sein.

Mama Gülker wartete auf Nadjas Rückkehr. Sobald sie das Mädchen sah, rief sie es zu sich. Nadija sollte ihr alles erzählen, was geschehen war.

„Nadija, was hast du gemacht? Kind, du bist weggegangen, ohne jemand Bescheid zu sagen.“ Geesken Gülker schimpfte nicht mit Nadija. Sie brachte ihre Besorgnis zum Ausdruck. „Warst du im Lager, um Joseph zu sehen? Hat sich irgendwas verändert?“

„Ja, Mama, Ich gehe nicht nach England. Gestern abend konnte ich endlich selbst beten. Ich habe mit Gott gesprochen. Ich habe ihn um Wegweisung gebeten. Heute morgen war ich mir sicher, was ich tun soll. Er hat mein Gebet erhört, Mama Gülker, und er gab mir die rechten Worte für Joseph. Ich habe meinen Reisepaß zurückbekommen. Die Behörden haben ihn mir ohne ein Wort wieder ausgehändigt.“

„Nadja, du mußt weiter beten, daß Gott dich führt. Du hast heute ein neues Leben angefangen, ein Leben, das Gott für dich bereitet hat. Es war nur nötig, einzugestehen, daß du es selbst nicht kannst, daß du Gott brauchst. Ich weiß, er wird dich jetzt führen. Nadja jetzt mußt du zu unserem Pastor Lankamp gehen und ihm alles erzählen. Er wird wissen, wie es weitergehen soll.“

* + *

Nadja erhob sich vom Baumstamm. Während sie die Blätter von ihrem Rock klopfte, begann sie, die Kühe zusammenzurufen, zurück zum Stall. Sie kannten ihre Stimme und gehorchten ihrer langsamen, schwerfälligen Weise. Als sie ihr Buch aufhob, das neben dem Baumstamm lag, wo sie gesessen hatte, erinnerte sie der Titel „Katechismus“, daß Pastor Lankamp die Familie Gülker heute Abend besuchen wollte. Nadja hatte Mama Gülkers Rat angenommen. Sie hatte die vielen langen Unterhaltungen mit dem Geistlichen genossen. Nadja lächelte, als sie an diese Gespräche dachte, an die Freundlichkeit Pastor Lankamps. Wie freute es ihn, als Nadja ihm erzählte, was geschehen war.

„Nadja, Gott hat etwas Wichtiges mit dir vor. Er hat sich dir unter sehr ungewöhnlichen Verhältnissen offenbart in einem fremden Land und in einer schwierigen Situationen. Der Herr hat Familie Gülker als seine Boten benutzt. Nun mußt du darauf antworten. Studiere, lerne und bereite dich vor, ein Mitglied seines Königreiches zu werden. Du mußt den Katechismus studieren und ein bekenndes Glied seiner Kirche werden. Das ist der erste Schritt für dich. Er wird dir die Richtung deines Leben zeigen.“

Pastor Lankamp hatte recht gehabt. Nadja fing an, das Material zu studieren, das er ihr gab. Mit seiner Hilfe lernte sie über die Liebe und Fürsorge eines persönlichen Gottes. Und das beste von allem, sie erfuhr diese Liebe selber. Nadja wechselte hinüber in das Licht Gottes.

In zwei Wochen würde Nadija zusammen mit anderen jungen Leuten vor der Gemeinde in der altreformierten Kirche stehen und ihren Glauben öffentlich bekennen. Dann war sie volles Mitglied der Kirche. Nadija war sich sicher, den Tag würde sie niemals vergessen.

Heute Abend kam Pastor Lankamp, um mit Nadija und der Familie Gülker die Möglichkeit zu besprechen, einen Bürgen für ihre Auswanderung in die USA zu finden. Als sie den Stall durch die Hintertür betrat und die Kühe ihr folgten, war Nadija besorgt über den Gedanken, so weit von ihrer Heimat fortzugehen. War das wirklich, was Gott von ihr wollte? Falls sie ginge, würde sie jede Möglichkeit aufgeben, ihre Familie in Soldativ je wiederzusehen. Würde sie je wieder zurückkehren können? Es war eine schwere Entscheidung. Nadija war froh, sie nicht allein treffen zu müssen. Sie war sich sicher, Gott würde von nun an ihr Leben führen.

Teil Drei - Amerika

6

Ein neuer Start

Das Schiff rollte in der stürmischen See auf und nieder und pflügte wie ein ungeduldiger Seehund durch das Wasser. Nadija klammerte sich in ihrer Koje fest. Sie war nicht sicher, ob sie das überleben werde. Sie war krank, seekrank von den ständigen Wellen und dem Wind, die das Schiff begleiteten. Zweiundvierzig Frauen und Kinder waren in ihrer Kabine. Alle litten an Übelkeit und Durchfall, die auch Nadija quälten. Die beiden Ladeluken waren absolut unzureichend, um das sauer riechende Quartier mit frischer Luft zu versorgen. Die Sache verschlimmerte sich, weil alle Reisenden Angst hatten! Sie fürchteten sich vor der Zukunft und vor dem fremden Land, das auf sie wartete. Sie waren Verschleppte ohne Heimat. Sie kamen aus vielen verschiedenen Kulturen und Sprachen. Alle hatten die Schrecken des Krieges überlebt. Sie suchten ein Land, das ihnen Frieden, Arbeit und Sicherheit bieten würde.

Nadjas Zukunft war unsicher. Sie hatte auch Angst vor dem, was sie in Amerika vorfinden würde. Es war ihr schwer gefallen, das Haus der Gülkers zu verlassen. Sie wußten alle, es war Zeit war für Nadija, zu gehen. Pastor Lankamp hatte Verbindung aufgenommen mit einer Familie in Hamilton, Michigan, in den Vereinigten Staaten. Sie bürgte für Nadija. Sie konnte bei dieser Familie wohnen und für sie arbeiten, bis sie sich selbst eingerichtet hatte.

Die ganze Familie Gülker hatte Nadija nach Bremerhaven gebracht, an Bord des Schiffes, das in die Vereinigten Staaten gehen würde. Sie hatten sich über ihre gemeinsame Reise gefreut, bis Nadija wieder einmal Lebewohl sagen mußte.

„Gott sei mit dir, Nadija. Du wirst nie allein sein. Vertraue dich seinem Schutz an.“ Das waren Mama Gülkers Abschiedsworte an

eine ängstliche junge Frau, die jetzt in eine unbekannte Zukunft segelte.

Nadija lag in ihrer Koje. Sie versuchte, ihre schmerzenden Glieder etwas bequemer zu lagern. Das Rollen des Schiffes wurde heftiger, das Wetter auf hoher See schlechter. Es dauerte zehn Tage, den Atlantik zu überqueren und Boston in den Vereinigten Staaten zu erreichen. Hoffentlich würden nicht alle zehn Tage so schlecht sein. Sie befanden sich auf einem umgewandelten Truppentransporter. Er hatte Männer über den Ozean auf die Schlachtfelder gebracht. Nadija konnte die Männer nur bedauern, die so in den Krieg transportiert waren. Es war schlimm genug, zu kämpfen. Aber so krank zu sein und trotzdem zu kämpfen, mußte schrecklich gewesen sein.

Dies war nicht das erste Mal, daß diese junge ukrainische Frau die Sicherheit eines Hauses verließ. Die Erinnerung an den Tag, als die Nazi Soldaten sie ihrer eigenen Mutter weggenommen hatten, war noch frisch in ihrem Gedächtnis. Es war jetzt sechs Jahre her, aber es tat immer noch weh.

„Ob meine Mutter den Krieg in der Ukraine überlebt hat“, grübelte Nadija, als sie versuchte, das Stampfen des Schiffes zu ignorieren. Als sie in ihrer Koje lag, sah sie das Gesicht ihrer Mutter vor sich. Ihre Mutter hatte immer für sie gesorgt und endlose Stunden gearbeitet, um sie und die anderen Kinder durchzubringen. „Was ist mit Maria und Boris? Sind sie noch da, um für Mutter zu sorgen, wenn sie Hilfe braucht?“

Der jungen Frau kamen die Tränen, als ihr wieder klar wurde, daß sie durch ihre Ausreise in die Vereinigten Staaten nie eine Antwort auf diese Fragen bekommen würde. Sie war sicher, sie würde das Gesicht ihrer Mutter, die achtzehn Jahre für sie gesorgt hatte, nie wieder sehen.

„Mutter! Wie sie gekämpft hat, um uns am Leben zu halten!“ erinnerte sich Nadija.

Diese Reise war für Nadija Chaplya anders. Früher war sie eine einsame Gefangene, verbittert und böse gegenüber dem Bösen um sie herum, sowie gegenüber den brutalen Menschen, die sie von ihren Lieben getrennt hatten. Ihre Welt war von dunklen, unsicheren Vorahnungen erfüllt worden.

Jetzt war alles anders. Nadija war nicht mehr allein. Gott, der ihr so lange nichts bedeutet hatte, hielt jetzt ihr Leben in seiner Hand. Ihr Hauptgedanke war, irgendwie irgendetwas zu tun, um dem Herrn zu danken. Er hatte ihr in Deutschland sich selbst und seine Liebe offenbart. Er hatte die bedrückende Dunkelheit aus ihrem Leben genommen. Er hatte ihr durch Jesus Christus ewiges Leben geschenkt. Nadija wollte dem Herrn soviel zurückgeben, wie sie konnte. Sie wußte nicht, wie oder wo das sein würde. Aber sie wollte ihr Leben in Dankbarkeit Gott gegenüber führen. Nein, sie war nicht allein auf dieser Reise. Sie spürte die Nähe des Herrn in jeder Minute, in der sie das neue Leben atmete, das er ihr gegeben hatte. Sie war jetzt volles Mitglied seiner Kirche. Diese Sicherheit gab ihr wie nie zuvor Frieden für Leib und Seele.

Die Überfahrt über den Atlantik war eine Erfahrung, die Nadija nicht noch einmal machen wollte, wenn sie die Wahl hätte. Die zehn Tage waren endlos lang und unangenehm. Als sie an Deck des Schiffes stand, das an diesem wolkenlosen Sommertag ruhig durchs Wasser glitt, erblickte sie den Hafen von Boston mit einem ungeheuerlichen Gefühl der Erleichterung. Aber, wie jetzt weiter? Sie sprach kein Englisch. Es würde viele Schwierigkeiten geben.

„Du siehst nicht sehr glücklich aus, hier zu sein, Nadija. Hast du Angst?“ Die Stimme gehörte einem jungen Mann aus der Ukraine, den sie an Bord des Schiffes getroffen hatte.

„Ja, ich mache mir Sorgen. Ich habe das schon einmal mitgemacht. Ein fremdes Land, eine neue Sprache und bei unbekanntem Leuten zu wohnen, das kenne ich schon zu gut“, antwortete Nadija.

„Ich weiß, wie es dir geht. Es ist nicht schön, allein zu sein“, entgegnete der große Jugendliche. Er bürstete seine Haare zurück, die auf der lange Seereise vernachlässigt und in Unordnung geraten waren. Er sah Nadija an. „Vielleicht können wir uns schreiben, Nadija?“

„Nein, ich denke nicht“, antwortete das schlanke Mädchen, das neben ihm stand und zum ersten Mal die Vereinigten Staaten sah. „Das könnte die Familie nicht wollen, die für mich sorgt. Ich darf sie nicht ärgern. Aber du irrst dich, Vladimir. Ich bin nicht allein. Jesus Christus ist immer bei mir. Das ist ein großer Trost für mich. Er wird mein Leben leiten und mich führen. Ich wünsche dir den gleichen Trost.“

Jeder begann seine Habseligkeiten zu packen, um das Schiff am überlaufenen Pier des Bostoner Hafens zu verlassen. Die Formalitäten für die Einreise in die Vereinigten Staaten waren schwierig, lang und mühselig. Es gab endlose Schlangen, Stapel Formblätter zum Ausfüllen und verwirrende Anweisungen.

Schließlich war Nadija mit den langwierigen Formalitäten fertig. Sie wartete nervös auf die Ankunft des Zuges, der sie nach Kalamazoo im Bundesstaat Michigan bringen sollte. Die junge Frau hatte alles, was sie besaß, in einem kleinen Koffer untergebracht. Sie trug einen Zettel an ihrem Mantel mit der Aufschrift: „No English.“ Sie fühlte sich sehr müde.

Nadija hatte Hunger. Sie beobachtete wie die Leute in ein Geschäft gingen und Schnittchen kauften. Aber sie fürchtete sich, ihren zugewiesenen Platz zu verlassen. Sie hatte etwas Geld in der Tasche. Aber sie konnte sich nicht überwinden, in das Geschäft hineinzugehen. Sie saß und kaute auf einer alten Scheibe Brot, die sie von gestern übrig hatte. Sie versuchte, nicht daran zu denken, was die anderen um sie herum aßen.

Der diensthabende Beamte setzte Nadija zusammen mit einer Gruppe von Einwanderern in den Zug nach Kalamazoo. Der Schaffner war informiert, daß sie kein Englisch sprach. Nadija lehnte sich in den rauh gepolsterten Sitz des Eisenbahnwaggons zurück. Plötzlich erinnerte sie sich unangenehm an eine andere Bahnfahrt vor sechs Jahren in der Ukraine. Da hatten bewaffnete Posten die Türen gesichert und ängstliche junge Leute auf ihrem Weg nach Deutschland in einem Viehwaggon gestanden. Nadija wandte sich zum Fenster. Sie wollte die vorbeiziehenden Bilder dieses neuen Landes sehen und Gott für seine Güte danken. Die panischen Erinnerungen an die Schrecken in Soldatv und Kiew verschwanden. Ihr Herz war dankbar, ein Kind Gottes zu sein. Sie fühlte sich von Gott erwählt, Erlösung zu empfangen.

Foto Familie Nyboer mit Nadija einfügen

John Nyboer und seine Frau trafen Nadija am Bahnhof. Sie waren Freunde von Pastor Lankamp in Deutschland. Sie hatten eingewilligt, für Nadija zu bürgen. Nadija griff ihren hölzernen Koffer und fühlte sich wieder unsicher. Ihr einziger Besitz befand sich in dem kleinen Holzkoffer mit der Aufschrift: „Nadija

Tschaplya³, Hamilton, Mich., USA.“. Sie hatte kein Geld, keine Familie, nur einen Koffer mit einigen Kleidern und Büchern und ihrer Bibel. Als sie die beiden fremden Menschen sah, die auf sie warteten, sagte sie sich selbst: „Ich bin hier, um Gott zu dienen wie immer er es will.“ Die Situation war ihr anfangs unangenehm. Nach der ersten Begrüßung fuhren sie zu Nadjas neuem Heim nach Hamilton im Bundesstaat Michigan.

Hamilton ist der landwirtschaftliche Mittelpunkt Michigans. Das saftige, grüne Land ist voller Selteriefarmen. Der schwarze, fruchtbare Boden bildet einen scharfen und schönen Kontrast zu den hellgrün wachsenden gesunden Pflanzen. Die Menschen in Hamilton waren holländischer Abstammung. Sie waren sehr stolz und sehr fleißig und ihre religiösen Überzeugungen sehr zugetan. Die meisten Aktivitäten in der kleinen Gemeinde drehten sich um den Hof oder um kirchliche Dinge.

Der Hof der Nyboers in Hamilton war nicht besonders groß, aber immer führend. Jeden Tag mußte viel Arbeit erledigt werden. Nadjia erinnerte sich an das Leben in Deutschland auf dem Hof der Familie Gülker. Sie sehnte sich nach der Wärme dieser lieben Menschen. Aber dies waren ein anderes Land und eine andere Familie. Nadjia bewältigte die tägliche Arbeit mit der gleichen Energie wie früher. Oft saß das junge, dunkelhaarige ukrainische Mädchen auf Nyboers großem Traktor und verrichtete die meiste Arbeit.

Nadjia blieb sechs Wochen bei Nyboer. Sie hatte Gelegenheit, in einer Näherei anzufangen. Also zog Nadjia wieder um. Diesmal ging es ins nahegelegene Graafschap. Sie wohnte bei Familie Diekjacobs. Sie arbeitete tüchtig. Sie machte ihre Sache gut. Aber sie vermißte etwas.

Nadjia war unruhig. Sie fühlte, sie tat nicht genug, um dem Herrn ihre Dankbarkeit zu zeigen. Farmer und Näherin waren beide gute, ehrwürdige Berufe. Aber sie hatte das Gefühl, Gott würde ihr sagen: „Geh weiter, Nadjia. Ich habe für dich noch mehr zu tun.“

Sie entschloß sich schließlich, beim Christlichen Gesundheitsdienst am Pine Rest Krankenhaus in Grand Rapids in Michigan zu arbeiten. Diese große Krankenpflege und Beratungseinrichtung gehörte der

³ Nadjia Tschaplya war die deutsche Schreibweise ihres Namens.

Christlich Reformierten Kirche⁴. Nadjas Aufgabe war, Essen vorzubereiten und Küchenarbeit zu verrichten. Es befriedigte sie, von christlichen Menschen umgeben zu sein, die fleißig arbeiteten, um anderen zu helfen; sei es in der Pflege, in der Verwaltung oder in der Küche. Jeder hatte dasselbe Ziel, dem Herrn zu dienen, indem sie Schmerzen und Not anderer Menschen im Namen Jesu linderten.

Nadija studierte in ihren freien Stunden im Pine Rest Krankenhaus Englisch und Krankenpflege. Sie wollte mehr Ausbildung und Möglichkeiten, um in ihrem Leben weiterzukommen. Aber sie stieß auf unerwarteten Widerstand.

Nadija bewarb sich für in ihrem Krankenhaus Pine Rest angebotene Kurse. Sie wollte qualifizierte Krankenpflegerin im psychiatrischen Bereich werden. Ihre Bewerbung wurde auch angenommen. Aber Nadija war deprimiert, als sie hörte, sie könne während ihrer Ausbildung nicht auf der Station mit den Patienten arbeiten.

„Ich verstehe nicht. Warum kann ich das nicht?“

Nadija stellte diese Frage. Aber sie war sich nicht ganz sicher, ob sie eine Antwort wollte. Das alte Gefühl, nichts wert zu sein, kam wieder auf. Hier kämpfte sie wieder einmal gegen eine Abweisung, diesmal aus unerwarteter Richtung. Aber es war keine Zurückweisung. Die Verwaltung dachte nur, es sei für die Patienten schwer, Nadija zu verstehen. Sie sprach mit starkem ukrainischem Akzent. Nadija hatte sich selbst sofort nach alter Gewohnheit für wertlos gehalten. Sie erkannte, sie brauchte Gottes Führung.

„Herr, du hast mir gelehrt, ich bin nicht wertlos. Ich bin dein geliebtes Kind. Wenn es dein Wille ist, möchte ich studieren und Krankenpflegerin werden. Ich möchte meine Dankbarkeit zeigen für deine Güte und gerüstet sein, dein Evangelium anderen mitzuteilen.“

Sie traute ihrem Gebet. Nadija arbeitete weiterhin ähnlich tüchtig wie ihre Mutter Oksana in ihrer Kindheit. Nadija hatte viel von ihrer Mutter. Sie sah zuerst die Wünsche der anderen und kümmerte sich erst danach um Nadija Chaplya.

⁴ Die Christian Reformed Church in den USA entspricht der Evangelisch-altreformierten Kirche in Niedersachsen.

Nadija Chaplya. Ihr Name war für ihre Umgebung schwer auszusprechen. Niemand konnte ihn buchstabieren oder sagen, ohne zu fragen: „Was ist das für ein Name?“

„Leg dir einen neuen Namen zu, Nadija“, riet ein Freund. „Wenn du Bürger der Vereinigten Staaten wirst, fang mit einem neuen Namen ein neues Kapitel in deinem Leben an

So wurde aus Nadija Chaplya nun Nancy Chapel⁵, eine Bürgerin der Vereinigten Staaten.

Der neue Name war so ähnlich wie ihr wirklicher Name. Er war ähnlich genug. Nadija hatte nicht das Gefühl, sie verleugne ihre ukrainische Identität.

Zwei Monate später wurde Nancy an der Pflegeschule des Krankenhauses angenommen. Sie machte ihren Abschluß. Ihr Gebet war erhört worden. Sie arbeitete mehrere Jahre im Krankenhaus Pine Rest. Sie gewann wertvolle Erfahrungen im Umgang mit notleidenden oder geisteskranken Menschen. Niemand konnte besser vorbereitet sein auf den Umgang mit der Not als die dunkelhaarige junge Frau aus der Ukraine. Sie hatte alles Böse und alle Nöte erlebt, die man sich nur denken kann.

⁵ Chapel bedeutet auf Deutsch „Kapelle“.



9

Herkunftsland: **Altsowjetr. Gebiet** Nr. 2

Arbeitskarte

Gültig nur für die untenbezeichnete Arbeitsstelle
Landesarbeitsamt Niedersachsen, Nr. IX. /117

Familienname: **Tschapla** Rufname: **Nadija**

(Bei 2 Namen auch Geburtsname) ----- bei ~~XX~~

Geburts-tag: **21.12.24** (Wird die deutsche Sprache beherrscht? Ja nein? ~~XXXXXX~~ weiblich?)

Heimatort: **Raschowka** Kreis: **Poltawa**

Staatsangehörigkeit: **sowjetrussisch**

Beschäftigt als: **Landw. Gehilfin** Berufsgruppe: **1A2c**

Arbeitsbuch / Personalkarte Nr.: ----- u. Berufsgruppe:

Unternehmer (Arbeitgeber): **Bauer Ww. G. G. G. G.**

Arbeitsstelle (Ort): **Gölenkamp**

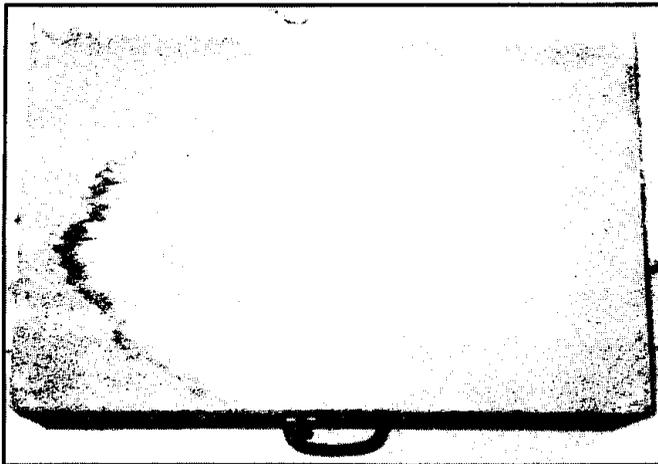
Kreis: **Bentheim**

Ausgestellt am **9.6. 1943** Gültig bis zum **31.12. 1944**

(Gültig bis Ende des Jahres) 6.0270 Wenden!

Identifikationskarte und Arbeitserlaubnis

Die Arbeitserlaubnis aus Gölenkamp 1944 trägt ein falsches Geburtsdatum, nämlich 21.12.24. Richtig ist der 31.12.1924.



Der Holzkoffer trägt Nadijas Namen in deutscher Schreibweise

7

Alles, was möglich ist

Es war ein bemerkenswertes Wunder, wie Gott die Persönlichkeit dieser jungen Frau aus der Ukraine formte. Durch die Schrecken von Armut, Hungersnot, Verfolgung und Krieg meinte Nancy Chapel zuerst, es könne nichts Gutes entstehen aus all dem Bösen, was sie erlebte.

Aber Gott formte und veredelte sorgfältig das Leben und den Charakter der Nancy Chapel, um sie als seine Botschafterin und Dienerin einzusetzen. In Soldatov und Raschewka lernte sie, zu überleben und aus wenig viel zu machen. Sie erbt die Arbeitsethik ihrer Mutter aus der Ukraine. Das ermöglichte ihr, die Zwangsarbeit in Deutschland zu überstehen und sich dort zu guter Letzt sogar Achtung und Liebe ihrer Feinde zu verdienen.

Nadija wurde stark, entschlossen und fähig, jede Aufgabe zu erledigen, die man ihr gab. Als die Dinge soweit waren, fügte Gott das letzte Teil ins Puzzle, um es zu vervollständigen. Er machte Nancy mit seiner Liebe und seinen Verheißungen bekannt. Zehn Jahre später konnte Nancy jetzt seine Führung sehen. Sie erkannte, warum sie all das Leiden ertragen mußte. Als sie darüber nachdachte, wurde sie sehr demütig. Sie wollte das Puzzle ergänzen, indem sie ihr Leben in Gottes Dienst stellte und es in seine Hand gab.

Gott zu dienen war die treibende Kraft hinter Nancys Wunsch. Sie wollte bestens unterwiesen und ausgerüstet sein, um andere mit Gott und seinem erlösenden Evangelium bekannt zu machen.

Nach drei Jahren verließ sie Pine Rest. Sie schrieb sich am Reformierten Bibelinstitut (RBI) in Grand Rapids in Michigan ein. Sie belegte Kurse, um Bibellehrerin im Bibelfrauen Programm zu werden, das der Christlich Reformierte Weltmissionsbund anbot. Nancy hätte ohne ein volles vierjähriges Studium in die Mission gehen können. Sie hätte den Frauen des Missionsgebietes Bibelunterricht und das Fach Hauswirtschaft erteilen können. Aber das reichte ihr nicht. Deshalb gab es wieder harte Arbeit und mehr

Teilzeitarbeit, um Unterrichtsgebühren und andere Auslagen bezahlen zu können. Aber Nancy kannte harte Arbeit.

Nancy brauchte ein neues kirchliches Zuhause, das näher am Reformierten Bibelinstitut lag. Die Schulleitung schlug die Christlich Reformierte Kirche Mayfair vor. Man konnte sie zu Fuß von der Schule aus erreichen. Als Nancy in die Gemeinde eintrat, wußte sie kaum, welche eine entscheidende Rolle diese in ihrem Leben spielen sollte.

Sid und Mary Hoogeboom gehörten zu Mayfair. Sie waren beide sehr aktiv im Missionsprogramm der Kirche. An diesem Samstag Nachmittag bereitete Mary in der Küche bei sich zuhause Sachen für den Sonntag vor. Das Telefon klingelte im Wohnzimmer. Mary rief ihrem Mann: „Würdest du drangehen. Ich habe die Hände voll.“

„Sicher“, kam es vom dem Flur. Mary putzte die Früchte für den Kuchen weiter und dachte nicht mehr an das Telefonat.

„Es war ein Anruf von Pastor Ted Verhulst“, berichtete Sid. Er kam in die Küche und nahm sich ein Stück geschälten Apfel.

„Eine junge Frau aus der Ukraine, die das RBI besucht, ist in unsere Gemeinde eingetreten. Der Pastor meint, sie braucht einen Freund, der sich um sie kümmert, und er denkt, wir könnten das machen.“

„Du meinst Nancy Chapel“, stellte Mary fest. Sie war immer gut informiert über neue Gemeindeglieder in Mayfair. „Gib mir ihre Nummer, Sid! Ich lade sie Sonntag zum Abendessen ein.“

Das war der Anfang einer langen Freundschaft für Nancy und einer geschätzten Beziehung für alle drei.

Schließlich studierte Nancy auch noch, um andere unterrichten zu können. Sie wollte Zeugnis ablegen können vor Menschen, die den Herrn Jesus Christus nicht kennen. Nancy wußte, wie es ohne Gott ist. Sie konnte in ihrem Leben aus eigener Erfahrung den Unterschied bezeugen, nun der Herr der Mittelpunkt war in allem, was sie tat.

Die Klassenräume in Gadyach in der Ukraine waren für Nadija Vergangenheit. Sie konnte sich aber noch gut an ihre Aufregung in der Schule und ihre Freude am Lernen erinnern. Hier in Grand Rapids in Michigan, in einem christlichen Institut, spürte sie die

gleiche Spannung. Diesmal war es Arbeit für den Herrn. Er sollte sie einsetzen, wie er es wollte. Es ging nicht um die eigene Entwicklung von Nadija Chaplya. Die Freude am Studium war in dieser jungen Frau noch vorhanden. Aber jetzt hatte sie nur ein Ziel, einen Zweck und einen Grund, zu lernen, so gut sie nur konnte. Sie wollte dem Herrn besser dienen können.

Nach zwei Jahren studieren und mühen stand Nadija kurz vor der Abschlußprüfung am RBI. Aber es gab ein Problem.

„Was soll ich nur tun?“ fragte sich eine frustrierte Nancy. Sie saß am Tisch in Haagebooms Küche und sah Mary und Sid an.

„Was ist das Problem, Nancy?“

Soweit Sid sah, war bislang alles bestens verlaufen. Nancys Frage überraschte ihn. „Gehst du nicht mehr in das Bibelfrauen Programm, Nancy?“

„Das ist das Problem. Das Programm wurde eingestellt. Ich habe mich so bemüht. Und was ist jetzt? Fast ist es, als ob der Herr mir sagen will, er möchte nicht, daß ich in seinem Namen unterrichte!“

„Nancy, du weißt es besser. Diese Tür ist geschlossen, aber der Herr wird dir die richtige Tür öffnen“, antwortete Sid.

„Ich habe mich bei der Auslandsmission beworben. Die sagen mir, ich brauche mehr Ausbildung. Ich brauche einen Abschluß in Pädagogik, bevor sie mich einsetzen können. Ich kann auch hier in den Staaten ins Indianergebiet gehen. Ich weiß nicht, was ich tun soll.“

Mary sah Nancy an. Sie spürte die Unruhe der jungen Frau und die große Enttäuschung, daß sie nicht im Bibelfrauen Programm arbeiten konnte.

„Noch ein Rückschlag für das Mädchen“, dachte Mary bei sich selbst. „Sie hat wirklich genug erlebt.“ Laut sagte sie: „Nancy, schreib dich beim Calvin College hier in der Stadt ein. Mach deinen Abschluß in Pädagogik. Dann hast du wirklich alles dir Mögliche getan.“

Einen Monat später saß Nancy im Einschreibebüro. Sie erinnerte sich an die Worte: „alles dir Mögliche getan“. Nancy hatte früher

schon einmal auf diesem Stuhl in diesem Büro gesessen. Da hatte man ihre Zulassung zum Calvin College einfach abgelehnt.

„Sie brauchen ein Abschlußzeugnis, Fräulein Chapel“, hieß es damals. Die Kurse beim RBI können wir Ihnen nicht anrechnen. Wir brauchen ein akademisches Zeugnis“, hatte der Beamte ihr gesagt.

„Wie kann ich ein Zeugnis bekommen?“ hatte die verwirrte junge Frau erwidert. „Die liegen in der Ukraine oder sie sind in den Bombenangriffen während des Krieges verbrannt. Ich habe keine Zeugnisse mehr.“

„Es tut mir leid, Fräulein Chapel, aber ich muß ihre Zulassung zur Zeit ablehnen“, lautete damals die Antwort.

Jetzt war sie hier für einen zweiten Versuch. Sie hielt ihre Bewerbung in der Hand. Wenn der Herr sie hier haben wollte, konnte nur er diese verschlossene Tür öffnen.

Bevor sie an diesem Morgen hergekommen war, hatte Nancy auf Knien im persönlichen Gebet Gott gesagt. „Wenn dies der Weg ist, den ich gehen soll, Herr, wenn dies der Ort ist, an dem du mich haben willst, dann öffne mir die Tür, dir zu dienen. Zeige, Herr, mir deine Wege“

„Guten Morgen, Fräulein Chapel“, grüßte der Verwalter, als er eilig das Büro betrat und sich hinter seinen Schreibtisch setzte. „Schön, Sie zu sehen. Wir haben ihre Unterlagen wohlwollend durchgesehen, nachdem Sie um diesen Termin gebeten hatten. Ich denke, wir können es ihnen ermöglichen, sich zum Herbst dieses Jahres einzuschreiben. Sind Sie damit einverstanden?“

Die Worte verblüfften Nancy. Sie war sprachlos. Der Herr hatte ihr Gebet erhört. Niemand sonst hätte ihre Lage so dramatisch verändern können.

„Ja, ja, natürlich bin ich froh“, antwortete Nancy. „Ich brauche eine Teilzeitarbeit, damit ich die Unterrichtsgebühren bezahlen und auch noch leben kann.“

„Wir werden Ihnen gerne jede Hilfe geben, die Sie brauchen, Fräulein Chapel. Füllen Sie bitte noch heute Nachmittag die erforderlichen Formulare aus. Wir tun unser Möglichstes, damit Sie ab September am Unterricht teilnehmen können.“

Als Nancy das Büro verließ, drehte sich ihr der Kopf. Sie konnte kaum glauben, was sie gerade gehört hatte. Sie pries Gott für seine Güte.

„Briefe für Sie, Fräulein Chapel“, rief der Postbote vergnügt, der jeden Tag die Post brachte. Er stand am Briefkasten ihres Apartmenthauses, als Nancy zurückkam. „Schöner Tag, oder?“

„Ja, ja, Gott sei Dank, es ein schöner Tag“, antwortete Nancy.

Sie nahm die Post. Sie öffnete die Tür zu ihrer Wohnung und sortierte gleichzeitig die Briefe. Ein Umschlag war dabei mit einem unbekanntem Absender. Nancy öffnete den Brief. Sie mußte sich setzen. Ihre Beine wollten sie nicht mehr tragen. Sie sah einen Scheck ausgestellt auf das Calvin College für ihre Studiengebühren für das erste Semester. Der Scheck stammte von Sid Hoogebooms Schwester. Nancy dankte dem Herrn der das Unmögliche möglich gemacht hatte.

Alle Prüfungen, die Nancy in ihrem Leben ertragen hatte, wie schrecklich sie auch gewesen waren, halfen ihr jetzt, diese neue Herausforderung zu bestehen. Sie wußte, wie man tüchtig arbeitet. Sie wußte, wie man bis zum Ende an einer Aufgabe dranbleibt. Oksana hatte ihr das beigebracht. Nancy kannte auch die Quelle der Kraft, wenn menschliche Kraft versagt – den Herrn und seine Macht, die nie versagt.

Mit harter Arbeit und vielen Teilzeitarbeiten bestand Nancy die zweite Lehrerprüfung in drei Jahren anstatt der üblichen vier. Sie machte ihren Bachelorabschluß. Sie hatte keine Sommerferien. Sie lernte das ganze Jahr ohne Pause, ohne Studium oder Arbeit zu unterbrechen. Sie hatte keine Zeit, innezuhalten, zu entspannen oder das Leben um sich herum zu genießen. Sie war total darauf gerichtet und konzentriert, so schnell wie möglich ihren Abschluß zu machen.

Schließlich wußte sie, sie war jetzt gerüstet, zu unterrichten und das Evangelium zu verbreiten, wohin Gott sie auch immer senden würde. Das Puzzle war fertig. Das letzte Stück des göttlichen Entwurfs war am rechten Platz.

„Wie fühlst du dich, Nancy?“ erkundigte sich Mary, als sie beide auf das in Leder gebundene Diplom in Nancys Hand schauten.

„Sehr demütig und unwürdig. Der Herr hat so viel getan, damit ich sein Kind werde. Ich bin ein ganz gewöhnlicher normaler Mensch. Ich kann es kaum fassen, daß er mich den langen Weg aus der Dunkelheit der Ukraine bis hierher geführt hat. Wie groß ist der allmächtige Gott!“

Teil Vier Nigeria

8

In Gottes Diensten

„Hi, Nancy!“ Der strohblonde, schlanke Mann kam flott auf sie zu, in der Nähe vom Abflugschalter, wo sie Platz genommen hatte. „Ich bin Ray Browneye. Wir können starten, wenn du soweit bist.“

Ray war Pilot für die Weltmission der Christlich Reformierten Kirche mit Sitz in Grand Rapids in Michigan. Nancy hatte von dem energischen jungen Mann und seiner Frau Ann gehört. Sie arbeiteten im Missionsdienst in Nigeria.

In seiner Cessna 414 hatte Ray bereits bei jedem Wetter viele gefährliche Flüge über das rauhe Gebiet unternommen. Er flog Missionare zu ihren entlegenen Stationen oder er brachte den Menschen im afrikanischen Busch schnelle medizinische Hilfe.

Nancy antwortete auf Rays kurze Vorstellung: „Ich bin fertig, Ray.“ Nachdem alle ihre Habseligkeiten an Bord des Flugzeuges verstaut waren, rollte Ray zum Ende der Startbahn. Er stoppte und sah Nancy an. „Ein schöner Tag zum Fliegen, Nancy. Wir wollen Gottes Segen für diesen Flug erbitten.“

Dann sprach Ray ein Gebet. Er bat um Gottes Schutz für die Reise und dankte ihm für seine Güte, daß er Nancy in die Arbeit nach Nigeria geführt habe.

Nancy lernte bald, dieser Missionspilot ließ die Räder seines Flugzeuges niemals von der Startbahn abheben ohne ein Gebet um Gottes Führung.

Als sie endlich in der Luft waren, sah Nancy das Gelände unter sich. Es war wild und schön. Über dem satten Grün erkannte man schemenhaft weit entfernt im Osten große Berge. Viele weiße Wolken standen am blauen Himmel.

„Es ist ein langer Weg von der Ukraine bis hierher. Ray, ich brauche viele Fürbitten, damit ich meine Aufgabe hier erfüllen kann.“

„Du wirst das ganz prima machen, Nancy. Der Missionsbund erkennt sofort eine gute Missionarin, wenn sie eine sehen“, lachte Ray. Er war ein Meister, seine Passagiere zu entspannen. Manche waren sprachlos vor Flugangst. Bei einigen war es so schlimm, daß sie sich an ihn festklammerten. Dann ist schwierig, ein Flugzeug zu fliegen!

„Du wirst zuerst die Sprache lernen müssen. Aber wir haben gehört, du bist ziemlich gut im Erlernen von Sprachen.“ Ein gewinnendes Lächeln erschien wieder auf Ray Browneyes Gesicht, als er versuchte, Nancy zu beruhigen.

Als das Flugzeug durch die Wolken schwebte, konnte Nancy sich nur wundern über die Ereignisse, die sie am Ende hierher geführt hatten. Nun konnte sie wirklich etwas Greifbares tun, um Gott für seine Güte zu danken.

Nach ihrer Prüfung an der Calvin Hochschule hatte die Auslandsmission ihr angeboten, junge Mädchen in Uavande in Nigeria zu unterrichten. Es war nicht das, was Nancy sich vorgestellt hatte. Sie ging im Gebet zu Gott und bat ihn um seine Leitung. Gott überzeugte sie schließlich, dies sei der Ort, wo sie ihm dienen sollte. Deswegen ging sie nach Nigeria.

Wieder ein fremdes Land, wieder eine neue Sprache und andere Angst erweckende Situationen standen der jungen ukrainischen Frau bevor. Aber jetzt war es eine Aufgabe des Herrn und seine Wahl. Er würde für alles sorgen, was sie für ihre Arbeit brauchte.

„Die Arbeit wird vielleicht zuerst etwas schwierig sein, Nancy. Aber langsam wirst du dich an das Klima und die Sitten gewöhnen. Wir haben ein großes Hilfssystem, Gott und einander“, erklärte Ray, der sich auf einen angenehmen Flug einrichtete.

Bevor Nancy in Nigeria ankam, war sie für drei Wochen in Deutschland gewesen, um Familie Gülker in Hardinghausen zu besuchen. Die Gülkers trafen Nancy im Hafen von Rotterdam in den Niederlanden. Sie hießen sie nach zehn Jahren wieder in ihrer Mitte willkommen. Nur eine aus der Familie war nicht dabei. Mama Gülker war nach einem schweren Schlaganfall bettlägerig.

Familie Gülker war in den zehn Jahren gewachsen. Fünf der Kinder waren verheiratet. Einige von ihnen hatten schon wieder eigene Kinder. Es waren ein großartiges Wiedersehen und wunderbare drei Wochen. In Nancy wurden die Erinnerungen wach, als sie an die Tage schwerer Arbeit auf dem Hof Gülker dachte, an das Lächeln der Zwillinge, Frieda und Hanni, und an die gesegnete Familie, durch die sie aufnahmefähig wurde für den Willen des Herrn Jesus Christus.

„Mein Leben ist seit jener Zeit ganz anders geworden“, dachte Nancy. „Der Friede und die Sicherheit in meinem Herzen sind unglaublich. Mein Groll und mein Zorn sind unter der Liebe Gottes dahin geschmolzen. Er hat mich vollendet und heil gemacht. Ich bin keine unfertige Person mehr ohne Liebe und Hoffnung. Ich danke Gott für mein neues Leben!“

Nancy lächelte, als sie sich im Stillen alle Gesichter der Familie vorstellte und versuchte, sich an die neuen zu erinnern. Sie war traurig über den Zustand von Mama Gülker. Aber sie hatten miteinander gute Gespräche geführt, während sie im Haus der Gülker gewesen war.

„Wie war deine Reise von den Vereinigten Staaten hierher, Nancy?“ fragte Ray, und unterbrach Nancys Gedanken. „Hattest du eine ruhige Seereise?“

„Ich hatte mir vorgenommen, nie wieder mit einem Schiff den Atlantik zu überqueren, nachdem ich das erste Mal mit einem Truppentransporter in die Vereinigte Staaten gekommen war. Diesmal meine ich es ernst. Ich reise nicht wieder auf diese Art und Weise. Ich kann es einfach nicht.“

Die Missionsarbeit in Nigeria, wohin Nancy ging, startete 1911 mit holländischen Missionaren aus der Niederländisch Reformierten Kirche. Die Ernte war im Anfang gering. Es dauerte fast fünfundzwanzig Jahre bis erste Früchte ihrer Arbeit sichtbar wurden. Aber die Bemühungen gingen weiter, das Evangelium zum Stamm der Tiv in Nigeria zu bringen, obwohl sich nur wenige bekehrten. Die Saat wurde weiterhin ausgesät. Die Missionare vertrauten Gott, er werde seinen Segen geben.

Für die Niederländisch Reformierte Kirche wurde es finanziell schwierig, die verschiedenen Missionsgebiete in Nigeria weiter zu

unterstützen. Die Verantwortlichen der DRCN (Niederländisch Reformierte Kirche von Nigeria) traten an die Christlich Reformierte Auslandsmission in den Vereinigten Staaten heran. Sie wollten ihr diesen Dienst in diesem Teil Afrikas übergeben. So übernahm diese Mission 1919 formell die Arbeit der Niederländisch Reformierten Kirche.

Jetzt in 1959 kam Nancy, um an der Uavande Grundschule Mädchen zu unterrichten. Die Schule stand unter Leitung der Rektorin Geraldine van den Berg. Die Mädchen wurden an dieser Schule in allen Fächern unterrichtet, unter anderem auch in Hauswirtschaft, Kochen und Nähen. Es war ein Internat. Nancy war Tag und Nacht für die Mädchen verantwortlich. Es war eine gewaltige Aufgabe. Aber Ray hatte schon gesagt, es gab dort eine große Mannschaft, die sie unterstützte. Nancy brauchte die Hilfe Gottes und die der Missionskollegen.

Nancy dachte über diese jungen nigerianischen Mädchen nach. War sie in der Lage, ihnen das Evangelium glaubhaft zu vermitteln? Konnte sie ihnen zeigen, was die Liebe des Herrn im Menschenherzen bewirkt? Konnte sie mithelfen, ihnen das Licht Jesu Christi zu bringen?

„Eines werde ich ihnen bestimmt erzählen“, meinte Nancy. „Wenn Gott sich müht, ein ungläubiges ukrainisches Mädchen aus der Dunkelheit Rußlands herauszureißen, um sie für sich zu gewinnen, dann tut er das bestimmt auch im Herzen eines Nigerianers. Ich kann ihnen sagen, der Herr brachte mir Liebe, wo Haß war. Er machte mein Herz für sein Evangelium bereit. Er gab mir das größte Geschenk, die Erlösung durch Jesus Christus. Der Herr liebt diese Mädchen in Nigeria genauso.“

Nancy überlegte, wo sie zum ersten Mal gehört hatte: „Gott hat dich lieb.“

Mama Gülker hatte ihr vor dreizehn Jahren in Deutschland erzählt, Gott habe sie lieb. Alles was nötig sei, sei ihr Eingeständnis, daß sie Gott und seine Liebe brauche.

Nancy übersah das afrikanische Land unter dem Flugzeug. Sie war unendlich dankbar, daß der Herr ein Gott für Ukrainer, Deutsche, Amerikaner, Nigerianer und die ganze Welt ist.

Ray sprach mit dem Kontrollturm in Gboko, ihrem heutigen Ziel. Zaki Biam hatte keine Landebahn. Nancy mußte den Rest der Reise mit dem Auto zurücklegen. Es gab immer wohl jemanden, der einen mit seinem Auto zum Zielort bringen wollte, oder der einem ein Moped oder Fahrrad lieh für die Reise. Das gehörte zum „Unterstützungssystem“, das Ray genannt hatte.

Nancy dachte an ein anderes Unterstützungssystem, ihr ganz persönliches. Es war die Christlich Reformierte Kirche von Mayfair in Grand Rapids in Michigan. „Sie sind wie meine geliebte Familie“, dachte Nancy. „Sie kommen meiner richtigen Familie am nächsten. Die lieben Kinder aus der Sonntagsschule waren so begeistert. Ich vermisse sie.“

Als Nancy sich vor Monaten auf Nigeria vorbereitete, beschloß ihre Kirche, eine Aufgabe in Nancys Mission zu übernehmen. Die Kinder der Sonntagsschule von Mayfair wählten Nancy als ihr Projekt. Alle Sammlungen bekam Nancy, um in Nigeria zu helfen. Die Frauen der Gemeinde machten eine Party für Nancy. Sie halfen ihr damit an die nötigsten Haushaltsartikel für ihr Haus in Nigeria. Die Gemeinde beschloß, Nancy als ihre Missionarin zu unterstützen und sie finanziell zu tragen. Nancy war von ihrer Liebe und Fürsorge überwältigt. Immer wieder versicherte man ihr, man werde für sie beten und ihr schreiben. Nancy war „ihre Missionarin“. Die Gemeinde wollte ihr helfen, wo es nur möglich war.

Jetzt war sie hier, hier in Nigeria. Hier durfte sie schließlich doch noch in Gottes Königreich arbeiten und ihre Liebe und das Evangelium ihres Herrn und Retters weitergeben. Nun konnte sie dem Herrn ganz praktisch danken, daß er sie aus der Dunkelheit herausgerissen hatte. Sie würde alles tun, was sie konnte, um ihm zur Ehre seinen Kindern in Nigeria das Evangelium zu bringen.

Laura Beelen stand im Eingang ihres Hauses in Zaki Biam. Mit ausgebreiteten Armen hieß sie Nancy in Nigeria und ihrem Haus willkommen.

„Ich habe mich gefreut, daß du kommst, Nancy. Wenn du magst, kannst du bei mir bleiben während der vier Monate, in denen du die Sprache lernst“, bot ihr die Frau an. „Wenn ich dir helfen kann, wäre es mir eine Freude.“

Nancy blieb während der vier Monate bei Laura. Es ist nicht einfach, die Tivsprache zu erlernen. Sie würde in Englisch und dem lokalen Dialekt der Tiv unterrichten. Nancy hatte jedoch von Natur aus ein Gespür für Sprachen. Sie lernte leicht. Sie hatte keine Angst, „seltsam zu klingen“, als sie versuchte, sich im Dialekt der Tiv zu unterhalten. Diese Barriere hatte Nancy schon vor langer Zeit in Deutschland überwunden. Tiv wurde die vierte Sprache, in der sie sich unterhalten und die sie flüssig schreiben konnte. Das ist schon eine Leistung für eine fünfunddreißigjährige Frau!

Vier Monate später stand Nancy jetzt vor dem Haus, das ihr Haus war. Die Zeit in Zaki Biam war schnell vergangen. Bald mußte sie nach Uavande. Die Fahrt war holprig auf den tief ausgefahrenen, engen Straßen. Nancy war mit Staub bedeckt, der von der Sahara herüber wehte. Der ständige Wind, Harmattan genannt, hinterließ zu dieser Jahreszeit überall eine Schicht beigen Staub.

Es war ein gut gebautes Haus aus Stein mit weißem Putz. Es hatte keinen Strom und kein fließendes Wasser.

Für einige Menschen wäre dies eine große Einschränkung gewesen. Aber Nancy war ohne diese Bequemlichkeiten aufgewachsen. Sie konnte damit leben.

Die Küche war in nigeranischen Häusern schon immer von den Wohnungen getrennt. Manchmal befand sie sich in einem separaten Gebäude hinter der Wohnung.

Iwar hatte begonnen, die vielen Koffer und Kisten auszuladen. Nancy schaute auf den jungen Nigerianer. Sie hoffte, sie würden gut zusammenarbeiten. Als der Sprachunterricht in Zaki Biam langsam zu Ende ging, hatte Laura Nancy nämlich eines Tages informiert, sie müsse sich nach einer Haushaltshilfe umsehen, die mit ihr nach Uavande gehen würde.

Nancy war erschrocken. „Laura, ich brauche keinen Hausjungen, um meine Arbeit zu machen. Das kann ich selbst. Ich denke nicht, daß ich jemanden haben sollte, der für mich arbeitet.“

„Es ist hier üblich, Nancy, daß du einheimische Hilfe hast. Man erwartet es“, entgegnete Laura. „Unsere Tage sind lang. Manchmal machen wir zwölf Stunden. Du wirst sehr dankbar sein, wenn jemand die Mahlzeiten bereitet und die Hausarbeit für dich macht.“

Ihre Suche hatte sie zu Iwar geführt. Er war jetzt beschäftigt, die Kisten ins Haus zu tragen. Er wußte nur wenig von den Aufgaben eines Haushälters und Kochs. Nancy mußte ihm viele Sachen beibringen. Aber er wollte als Nancys Hausjunge mit nach Uavande.

Nancy erfuhr bald, wie viel sie Iwar noch über das Kochen beibringen mußte. Das erste Frühstück, das er für sie kochte, war gebratene Gurken! Danach konnte Nancy nur noch Fortschritte erwarten.

Uavande liegt in einem Tal mit hohen Bergen im Osten. Von der Terrasse des langen, einstöckigen Schulgebäudes konnte Nancy die Schönheit dieses afrikanischen Landes sehen. Die Studenten waren in runden Strohdachhütten untergebracht, die auf dem Schulgelände standen. Man hatte den Mädchen in der Schule gesagt, bald käme eine neue Lehrerin. Obwohl sie für Nancys Ankunft vorbereitet worden waren, gab es Gekicher und scheues Lachen, als Nancy in den Klassenraum kam.

Foto mit den Strohdachhütten einfügen

„Das wird eine Herausforderung“, dachte Nancy. Nancy arbeitete jedoch hart. Sie war immer gut auf den Unterricht vorbereitet. Sie besaß viel Begeisterung und war nie auch nur einen Moment müßig.

Wie die Mädchen bald merkten, achtete diese dunkelhaarige junge Frau auf Disziplin. Sie erwartete harte Arbeit von ihren Studenten. Sie achtete auf Ordnung, pünktliche Erledigung der Aufgaben und die Einhaltung des Tagesplanes.

Langsam bekam Nancy Routine mit den Studenten. Sie lehrte Englisch und verbesserte ihren eigenen Tiv Dialekt. Es gab schwierige Zeiten, Zeiten, wo die Mädchen lernten, und Zeiten, in denen Nancy sich wunderte, ob sie der Sache gewachsen war. Das Gebet hielt sie aufrecht. Es gab ihr Gottes Kraft, seine Arbeit zu tun.

Sie hielt durch, sei es mit temperamentvollen Wutanfällen, Tränen der Verzweiflung über ihre Studenten und all die normalen Probleme junger Mädchen. Es war eine große Veränderung!

Durch das alles kam Nancy ihren Studenten näher. Sie half ihnen in schwierigen Zeiten an der Schule, wo von Zuhause und ihren Familien getrennt waren. Nancy besuchte oft die Hütten der

Familien, um die Studenten besser kennenzulernen und eine Beziehung zu den Menschen zu bekommen.

Nancy lehrte den Mädchen Nähen. Sie machten die Uniformen selbst, die sie in der Schule trugen. Sie waren stolz darauf. Nancy lehrte sie Kochen und Hauswirtschaft. Im Klassenraum war Nancy streng, aber immer liebevoll. Sie nannten Nancy „Fräulein“, ein einfacher Name, den Nancy schätzte.

Eines Morgens kam Geraldine van den Berg früh auf Besuch bei Nancy, bevor die Schule anfing. „Ich muß mit ihnen und den anderen Mitarbeitern sprechen, Nancy. Es kommt eine gefährliche Situation auf uns zu.“

Nancy folgte der Rektorin in die Schule und setzte den Kaffee auf. Sobald alle versammelt waren, nahm Gerry einen Brief aus ihrer Mappe.

„Ich habe hier ein Schreiben vom Generalsekretär in Mkar. Er sagt, es sind Kämpfe ausgebrochen zwischen zwei Stämmen hier in diesem Gebiet. Er meint, wir sind soweit draußen im Busch nicht sicher. Er empfiehlt uns, zu schließen und nach Mkar zu fliehen.“ Gerry schaute ein oder zwei Minuten auf ihren Stab und ließ die Nachricht wirken.

„Ich für mich habe schon geantwortet. Sie müssen jedoch jede für sich entscheiden, was zu tun ist. Ich habe geschrieben und gesagt, es gibt keine Möglichkeit, diese Mädchen jetzt nach Hause zu schicken. Die Straßen sind zu gefährlich mit diesen Banden überall. Ich kann sie auch nicht hier allein lassen. Also bleibe ich. Aber Sie müssen jede selbst entscheiden.“

Ohne einen Moment zu zögern, antwortete Nancy auf Gerrys Frage. „Ich bleibe auch. Ich habe keine Angst um mein Leben. Es ist Sache des Herrn, mit uns zu machen, was er will. Ich bin mir sicher, er wird uns hier beschützen.“

Diese Entscheidung war typisch für Nancys starkes Gottvertrauen. Sie hatte den festen Glauben, Gott werde ihr Leben für seine Ziele schützen. Das war die Botschaft, die die Mädchen der Uvande Schule durch Lehre und Leben der Nancy Chapel mitbekamen.

9

Der Herr, mein Schild

Dunkelheit überflutete den Uavande Schulkomplex in Nigeria. Die Hektik des Tages war vorbei. Iwar hatte seine Aufgaben im Haushalt erledigt und war in sein eigenes Haus außerhalb des Schulgeländes zurückgekehrt. Müde Lehrer und Studenten genossen einen erfrischenden Schlaf. Die Ruhe der Nacht signalisierte, alles sei in Ordnung, friedlich und ruhig sei. Aber das war es nicht.

Nancy Chapel saß in der kleinen Vorratskammer ihres Hauses in der Nähe des Schulgeländes. Sie versuchte, ihre durchdrehenden Gefühle unter Kontrolle zu bringen. Sie zitterte vor Angst und betete ununterbrochen um Hilfe. Sie war eingesperrt, eingesperrt von acht Einbrechern, die Geld suchten.

Nancy war an diesem Abend früh zu Bett gegangen. Sie war müde. Von Kopf bis Fuß tat ihr alles weh. Sie kämpfte mit einem wiedergekehrten Anfall von Malaria, der sie immer zu den unpassendsten Zeiten überfiel. Ihr war schwindelig im Kopf von den vier Tabletten, die sie vor dem Hinlegen genommen hatte. Das Letzte, was sie gebrauchen konnte, war, um drei Uhr morgens unverhofft von acht umherstreifenden Banditen aus dem Bett geworfen zu werden.

Sie hörte einen Tumult draußen vor dem Haus. Jemand rief ihren Namen. „Rektor“, rief eine harte Stimme. „Wo sind sie?“ Helles Scheinwerferlicht suchte ihr Haus ab.

Nancy war Rektorin der Uavande Schule, seitdem Gerry van den Berg eine andere Station übernommen hatte. Die Einbrecher suchten Nancy.

„Hier bin ich“, rief sie aus ihrem Fenster. „Ich habe Becky Agbo schreien gehört. Was habt ihr mit ihr gemacht?“ Becky war eine der nigerianischen Lehrerinnen auf dem Gelände. „Was wollt ihr hier?“

„Wir wollen dein Geld, alles! Gib es uns heraus“, war die Antwort.

Nancy wußte, sie und Becky waren bis auf die Mädchen, die in der Nähe in ihren Hütten schliefen, allein auf dem Gelände. Normalerweise stand die ganze Nacht eine Wache am Tor. Aber wo war sie jetzt? Am Morgen zuvor hatte Nancy die Studiengebühren der Mädchen für das folgende Semester eingesammelt und das Geld in den Schultresor gelegt.

„Das Geld ist im Tresor. Jemand muß ihnen erzählt haben, daß ich heute die Studiengebühren einsammele. Ich muß sofort die Schlüssel verstecken“, beschloß Nancy. Bevor sie auf den Ruf des Mannes nach Geld antwortete, schob sie den Ring mit den Schlüsseln unter den kleinen Teppich neben der Tür. Nancy betete im Stillen: „Herr, gib daß sie sich nicht an den Tresor in der Schule erinnern!“

Die Einbrecher polterten jetzt gegen die Hauswand. Sie wollten das Geld.

Nancy nahm ihre eigene Geldbörse und lehrte sie. Sie wollten diesen Halunken nicht die Tür öffnen. Deswegen hielt sie das Geld aus dem Fenster und gab es einem der Männer.

Die wurden wütend. „Das ist zu viel wenig. Wo ist der Rest deines Geldes?“ schrien sie.

„Das ist alles, was ich habe. Ich habe euch den letzten Schein gegeben. Haut ab und laßt uns in Frieden.“

Aber das wollten diese Männer nicht. Nancy hörte wie ihre Eingangstür zersplitterte. Sie war entsetzt, als die Männer in ihr Schlafzimmer eindrangten. Zimmer für Zimmer rissen sie alles auseinander. Acht Männer mit acht Gewehren. Sie zerrissen Nancys Bett und warfen die Matratze auf den Boden. Einer der Männer schob Nancy durch den Raum. Mit dem Gewehrlauf an ihrer Schläfe forderte er sie auf, ihnen mehr Geld zu geben.

„Ich habe keine Angst vor euch. Ich gehöre Jesus. Ich sage euch, ich habe hier nicht mehr Geld.“ Einer der Männer nahm Nancys Taschenlampe, stieß sie in die Vorratskammer und schloß die Tür hinter ihr ab. Aus dem dunklen schrankähnlichen Verlies konnte Nancy hören, wie sie das Haus durchsuchten. Sie saß in absoluter Finsternis und fragte sich, wie es Becky ging und ob man sie beide in den nächsten Minuten umbringen würde.

„Herr, gib, daß sie sich nicht an den Schultresor erinnern. Gib, daß sie ihn vergessen“, betete Nancy wieder.

In dem Moment wurde die Tür zum Vorratsraum entriegelt und aufgestoßen.

„Wo sind die Schlüssel für diese Koffer hier?“ wollte einer der Banditen wissen. „Her damit!“ Nancy wußte, sie durfte ihnen die Schlüssel nicht geben. Die Kofferschlüssel waren am selben Ring, wie für den Tresor. Sie würde ihnen den Schlüssel zum Schultresor nicht geben.

„Ich habe diese Schlüssel nicht mehr. Ich habe sie irgendwo verloren. Brecht die Schlösser auf, ich brauche sie doch nicht mehr. Brecht sie auf, das ist schon in Ordnung.“

Die Männer waren auf diese Antwort nicht vorbereitet. Ihre Zustimmung, ihr Gepäck aufbrechen zu lassen, verwirrte sie. Nach kurzem Murren schoben sie Nancy in den Vorratsraum zurück. Sie solle dort drin bleiben, oder sonst? Dieses „oder sonst“ hörte sich gar nicht gut an. Dann gingen sie plötzlich. Ohne Licht konnte Nancy nur auf dem Boden sitzen und den Sonnenaufgang abwarten. Sie dankte Gott für die Rettung ihres Lebens und dafür, daß er die Männer den Schultresor voller Geld vergessen ließ.

Sollte sie nachsehen, ob sie weg waren? Nancy konnte keine Stimmen mehr hören. Zum Glück schliefen die Mädchen noch, die Einbrecher hatten sie nicht gestört. Vorsichtig öffnete Nancy die Tür und spähte in das schwache Licht der einsetzenden Dämmerung. Sie sah niemanden. Sie beschloß, es zu riskieren, hinauszugehen und nachzusehen, ob Becky verletzt wäre.

Nancy traf Becky gerade, als sie ihr Haus verließ. Becky zitterte noch, aber wie Nancy wollte sie nicht mehr im Haus bleiben.

„Ist mit dir alles in Ordnung?“ erkundigte sich Nancy bei der jungen Tiv Frau. „Ich hörte dich schreien, als die Männer auf das Schulgelände kamen.“

„Sie schlugen mich ein paarmal, aber es geht mir gut. Ich wollte ihnen nicht sagen, wo du bist; aber am Ende mußte ich es doch. Ich weiß nicht, was mit der Torwache geschehen ist. Haben sie dich verletzt?“

„Gott sei Dank, haben sie mich weder verletzt noch das Geld aus dem Schultresor bekommen. Ich habe zu Gott gebetet, sie möchten den Schultresor vergessen. Die Räuber werden sich ärgern, wenn sie erkennen, was sie übersehen haben.“ Nancy fühlte, wie ihre Knie anfangen zu zittern. Sie setzte sich auf die Terrasse bei Beckys Haus.

Den ganzen Tag lang war der Raub Gesprächsthema Nummer eins auf dem Schulgelände. Nancys Schüler scharten sich um sie, als sie in die Schule kam.

„Oh, Fräulein, hatten Sie nicht schreckliche Angst? Warum haben Sie nicht geschrien?“ erkundigten sich die Mädchen, die häufig ihre „Schreitechnik“ verwendeten.

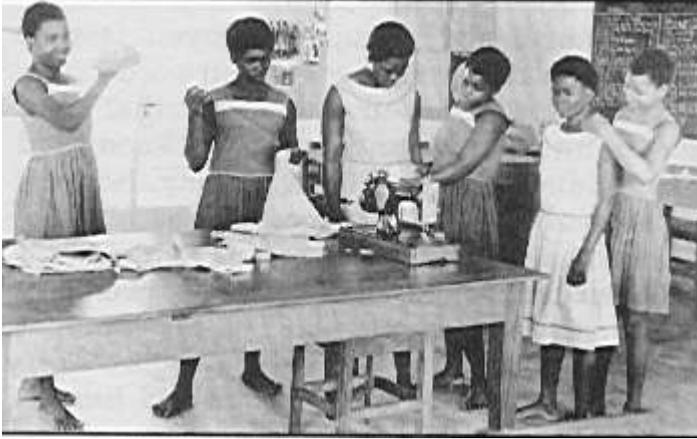
Die Mädchen sammelten sich sofort bei Nancy auf der Schulveranda. Sie wollten jede Einzelheit der beängstigenden Situation erfahren.

„Ich habe euch im Unterricht Gottes Gnade gelehrt. Ich habe euch erzählt, daß Gott eure Gebete beantwortet und euch beschützt. Jetzt seht ihr den praktischen Nutzen dieser Wahrheit.

Gott war bei mir. Er stand zwischen mir und diesen Männern. Ich habe gebetet, daß die Männer sich nicht an das Geld in der Schule erinnerten. Der Herr hat das auch gewährt.“

Nancy schaute in die Gesichter der Mädchen. Sie gaben sich Mühe, jedes Wort ihrer Rektorin aufzunehmen.

Ich versuche, euch zu sagen, Gottes Gnade ist eine Realität. Sie ist nicht nur ein Wort in einem Buch, sondern Wirklichkeit. Ihr braucht diesen starken, vertrauensvollen Glauben. Dann wird Gott immer bei euch sein. Er nahm mir meine Angst weg und half mir, mit den Männern richtig umzugehen. Er war mein Schild. Ich bin ihm dankbar, daß seine Verheißungen wahr sind. Sie sind eine Realität für mich und für euch.“



Nähschule in Uvande



Die Mädchen tragen Wasser und Holz und nähen und stricken gleichzeitig.

10

Mit Gottes Liebe

Nigeria war fast zwanzig Jahre lang Nancy Chapels Heimat. Das Land und die Menschen wurden zu einer brennenden Leidenschaft dieser ukrainischen Frau. Ihre Verzweiflung, ihre Wunden, der Verlust von Familie und Heimat, alles fügte Gott zusammen, um Nancy die Leidenschaft und den starken Willen zu geben, seinen Menschen in Nigeria zu dienen.

Die Menschen in Tivland waren für sie nicht nur Personen, die sie evangelisieren und unterrichten mußte. Sie wurden Nancys Freunde. Diese Beziehung besteht bis heute. Sie wird durch viele Briefe aus und nach Nigeria gepflegt. Eine positive Beziehung zu anderen Kulturen und Lebensformen aufzubauen, ist nicht leicht. Es ist nur mit viel Geduld, Liebe und Verständnis möglich. Nancy Chapel besaß diese Eigenschaften. Mit Gottes Hilfe konnte sie mit den Augen der Nigerianer sehen. Sie schätzte sie als Menschen. Sie versuchte nicht, ihre Sitten oder ihr Benehmen zu ändern, damit sie westlichen Standards genügten. Sie brachte die Botschaft der Liebe Gottes in ihre Welt.

„Es gibt einen Charakterfehler, den die Nigerianer sofort erkennen“, meint Nancy. „Sie erkennen sofort jede Unaufrichtigkeit; oft lange, bevor wir Missionare sie bemerken. Sie wissen, ob du glaubst, was du erzählst, oder ob du nur so daherredest!“

Nancy unterrichtete die Tiv Kinder mit der ihr eigenen christlichen Begeisterung. Sie vermittelte ihnen wissenschaftliche Fähigkeiten. So konnten sie wichtige Glieder ihrer Gesellschaft werden. Sie waren so in der Lage, einen bedeutenden Beitrag zur Entwicklung und Pflege ihrer Kultur leisten. Nancy gab ihnen eine Grundlage für ihr Leben, eine wirksame und echte Beziehung zum Herrn Jesus Christus. Sie entstand bei den jungen Leuten nicht nur aus den Büchern. Nancy war eine lebende, wirksame und beredte Zeugin, eben ein Gotteskind. Die Tiv Menschen sahen sie in guten und in schlechten Zeiten. Immer spürten sie die Kraft, das Vertrauen und den Geist einer auf Christus konzentrierten Frau. Nancy liebte die Nigerianer von Herzen als Brüder und Schwestern im Herrn. Nancy

war Realität, ihre Liebe zum Herrn war Realität. Die Menschen, die sie unterrichtete und mit denen sie lebte, sahen das und liebten sie dafür.

Nachdem sie acht Jahre junge Tiv Mädchen in Uavande unterrichtet hatte, bat man Nancy 1968 nach Harga zu kommen und dort am neu errichteten Benue Bibel Institut zu lehren. Diese Schule sollte angehende Religionslehrer für den Tiv Stamm ausbilden. Die Gründer des Institutes meinten, die angehenden Lehrer müßten das Wort Gottes gut kennen und verstehen, bevor sie sich auf verschiedene Fächer spezialisierten. Man benötigte eine zentrale Tiv Bibel Schule. Das Benue Bibel Institut erfüllte diese Anforderung.

Nancy hatte junger Frauen unterrichtet. Jetzt unterwies sie ganze Familien. Die verheirateten Studenten kamen mit ihren Familien an das Institut. Das gab den Lehrern die Möglichkeit, das ganze Leben der Studenten positiv zu beeinflussen. Nancy leistete einen wichtigen Beitrag in Hagara. Sie zehrte wieder von ihren persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen.

Die Nigerianische Christliche Kirche (NKST) eröffnete 1971 mit Hilfe der etablierten Missionsgesellschaft der Christlich Reformierten Kirche (CRC) und der Regierung eine weiterführende Schule für Mädchen in Uavande. Nancy Chapel war bis 1973 Rektorin dieser Schule. Im Jahr darauf ging sie zuerst als Lehrerin, dann als Rektorin, an die weiterführende Schule nach Zaki Biam.

Nancys letzte Aufgabe in Nigeria lag 1976 an der Pädagogischen Hochschule in Mkar. Ein Ziel der CRC in Nigeria war, junge Männer und Frauen sowohl wissenschaftlich wie auch in Bibelkunde zu unterrichten. Dann wären sie in der Lage, eventuell die Leitung ihres Land übernehmen. Die Missionare könnten dann die Unterweisung junger Menschen qualifizierten nigerianischen Lehrern überlassen.

Dieses Ziel galt für Männer und Frauen. Nancy unterrichtete akademische Kurse ebenso wie Religionskunde sowie christliche und muslimische Geschichte. Nancy wollte ihnen mehr vermitteln. Hier in Mkar verwandte Nancy zahllose Stunden darauf, das ganze Alte Testament zu behandeln. Es gab Fragen und Antworten zu jedem Kapitel. Das war eine große Aufgabe. Ihr Abriß war ein unschätzbare Beitrag für das Bibelstudienprogramm in Mkar. Jeden Sonntagnachmittag hielt sie eine Bibelstunde für diejenigen, die

kamen und mehr wissen wollten über den Gott, dem diese ukrainische Frau diene und den sie liebte.

Nancy hat das Leben vieler Nigerianer mit dem Wissen über Jesus Christus bereichert. Sie lehrte sie, was es bedeutet, als gläubiger Christ zu leben. Aber in ihrem persönlichen Leben gab es einen unvollendeten Abschnitt.

„Nancy“, fragte Fran Bratt, eine Schwester aus Grand Rapids, die mit ihrem Mann, Dr. Harvey Bratt, in Mkar in der medizinischen Einrichtung war, um hier am Krankenhaus ein Praktikum zu machen. „Was ist mit deiner Familie in der Ukraine?“

Diese Frage schwebte in Nancy Chapels Gedanken immer knapp unter der Oberfläche. Aber sie war noch nie richtig ausgesprochen. In ruhigen Momenten gingen Nancys Gedanken oft zu ihrer Familie in der Ukraine zurück. Hatten sie den Krieg überlebt? War ihr Vater nach Soldatv zurückgekommen oder als politischer Gefangener in den Weiten Sibiriens verstorben? Was war mit ihrer Schwester Maria und ihrem Bruder Boris? Kümmerten sie sich um ihre Mutter? Alle diese Fragen blieben ohne Antwort. Solche Überlegungen machten Nancy Angst. Es war besser, sich zu beschäftigen und nicht so viel nachzudenken.

„Fran, ich wage nicht, sie zu suchen, wenn sie noch am Leben sind. Die Kommunisten können sehr grausam sein, die dort regieren. Wenn die herausfinden, daß eine Verwandte meiner Familie außerhalb Rußlands lebt und es ihr gut geht, könnte das noch mehr Verfolgung für sie bedeuten. Sie haben genug gelitten. Vielleicht sind sie am Leben und ich könnte ihnen schreiben, aber die Behörden würden es herausfinden. Sämtliche Post in der U.D.S.S.R wird geöffnet. Es gibt nichts persönliches oder privates. Und selber hinfahren steht nicht zur Diskussion“, stellte Nancy fest. „Du vergißt, ich bin noch immer ein Verräter in den Augen der ukrainischen Regierung. Das ändert sich nicht.“

„Eines Tages, Nancy, hoffe ich, wird sich das ändern und kannst du diese Sorge vergessen. Bis dahin sind wir deine Familie, wir alle. Du bist deinen Kollegen sehr lieb, deinen Gemeindegliedern und Freunden in Grand Rapids, und natürlich der Familie Bratt“, erklärte Fran. Tatsächlich nannten alle Bratt Kinder, die jetzt in Jos in Nigeria in die Hillcrest Schule gingen, Nancy „Tante“.

Nancy hatte gute Beziehungen zu vielen Menschen. Der Briefträger in Mkar brachte viele Briefe aus allen Teilen der Welt für Nancy. Ihre „Adoptivschwester“ Jenny Sytsma in Holland, Michigan, schrieb jede Woche. Nancy hatte vorübergehend bei ihrer Familie gewohnt. Die beiden jungen Frauen waren beste Freundinnen geworden.

Dann war da noch Iwar. „Hausjunge“ ist nicht die richtige Beschreibung für die Beziehung zwischen Nancy und Iwar. Iwar war neunzehn Jahre bei Nancy. Er kümmerte sich die ganzen Jahre, die sie in Nigeria war, um ihr Haus und ihre Sachen. Wenn sie eine andere Stelle in einer anderen Gegend annahm, war das auch für Iwar eine neue Stelle. Er packte den ganzen Haushalt ein und brachte ihn in das neue Haus.

„Iwar, nimm diesen Besen“, befahl Nancy. Anfangs mußte sie vieles sagen, um seine Arbeit im Haushalt zu beschleunigen. „Dies ist ein amerikanischer Besen. Ich habe ihn für dich aus den Staaten mitgebracht. Nimm ihn und benutze ihn. Er fegt besser als der, den du da hast.“

Iwar war sich dessen nicht so sicher. Aber er tat, worum Nancy gebeten hatte, ohne sich über den Hinweis aufzuregen. Er war ein umgänglicher junger Mann mittlerer Größe mit sehr dunkler Haut und einem stetigen Lächeln für Nancys Gäste. Er hielt ihr Haus mit dem amerikanischen Besen sauber. Er wusch und bügelte ihre Kleider. Alles war sauber und ordentlich, wenn er abends in sein eigenes Haus ging.

Weil Iwar Nancys Angestellter und ihr Hausjunge war, war sie für sein Wohlergehen und für die Sicherheit seiner Familie verantwortlich. Sie besorgte ihm eine gute Krankenversicherung. Sie baute ihm ein Haus und hatte ein Auge auf die Erziehung seiner beiden Kinder. Iwar war dreimal verheiratet in den neunzehn Jahren, die er für Nancy arbeitete. Seine Kochkünste wurden überdurchschnittlich gut. Nancys Haus war bekannt für die großen Essensmengen, die er für sie und viele unerwartete Freunde zubereitete, die in ihr Haus kamen. Nancys Kaffeekanne stand immer bereit. Iwar war ehrlich und zuverlässig. Er befreite Nancy von allen Arbeiten im Haus. So konnte sie ihre ganze Energie auf den Unterricht der jungen Tiv Menschen verwenden.

Anfang 1978 lernte Nancy andere Gefühle kennen. Sie selbst nannte es „ausgebrannt.“ Zum ersten Mal dachte sie, sie habe ihre Energie in Nigeria verloren und es sei Zeit für sie, nach Hause zu gehen.

Sie fühlte sich für Iwar in Nigeria verantwortlich. Er war für die Studenten an der pädagogischen Hochschule da. Sie wußte, sie konnte nicht gehen, bevor sie ihre Aufgabe erfüllt hatte. Aber Nancy war fest in ihrem Glauben. Sie wußte, sie mußte dies nicht selbst entscheiden. Wie schon oft in ihrem Leben, seit sie Gottes Kind geworden war, ging Nancy vor ihm auf die Knie und bat um seine Entscheidung.

„Herr, ich bin müde. Ich fühle mich meiner Arbeit nicht mehr gewachsen. Es ist Zeit, jemand anderem diesen Posten zu übergeben. Oder möchtest du, daß ich bleibe, Herr?“ fuhr Nancy fort. „Iwar braucht eine Ausbildung. Aber er besitzt nicht solche Fähigkeiten wie die anderen, die sich an der Pädagogischen Hochschule beworben haben. Eröffne ihm einen Weg in diese Ausbildung. Dann weiß ich, er kann für sich selber sorgen und ich habe ihn nicht im Stich gelassen. Wenn dies so geschieht, weiß ich, daß du mich mit deinem Segen heimschickst nach Michigan. Ich möchte deinen Willen tun, Herr, und deinen Befehlen gehorchen.“

Nancy sprach mit Iwar über ihren Wunsch, in die Staaten heimzukehren.

„Ich möchte einen festen Platz für dich haben, Iwar. Ich möchte sicher sein, daß du gut versorgt bist, bevor ich gehe. Du hast mich in diesen vergangenen neunzehn Jahren treu unterstützt. Ich stehe tief in deiner Schuld. Ich werde dich und alle meine nigerianischen Freunde hier in Afrika vermissen, wenn der Herr mich nach Hause zurückkehren läßt.“ Nancy sah ein Gesicht, das wegen dieser Nachricht traurig war. „Ich hoffe, du verstehst den Grund, warum ich gehe, Iwar. Das ist mir sehr wichtig.“

Wieder einmal gab der Herr Nancy eine Antwort. Gegen alle Erwartungen wurde Iwar zur Pädagogischen Hochschule zugelassen, um für das Lehramt zu studieren.

Iwar war überglücklich. Er wußte zugleich, er würde eine sehr wichtige Freundin verlieren. Nancy Chapel machte Pläne, in die Vereinigten Staaten zurückzukehren. Sie hatte dem Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit aller Kraft gedient. Gottes

Ehre war ihr oberstes Ziel. Sie hatte treu ihr Wissen und ihre Liebe den Menschen in Nigeria gebracht. Sie hatte ihrem Gott gut gedient. Nancy Chapel konnte bestimmt das Wort der Schrift auf sich beziehen: „Recht so, du tüchtiger und treuer Knecht“ (Matthäus 25,21).

Am 19. Juli 1978 kehrte Nancy in die Vereinigten Staaten zurück. Es war schwer, allen nigerianischen Freuden und Kollegen „Auf Wiedersehen“ zu sagen. Es war hart, Iwar mit seiner Frau und den Kindern „Lebewohl“ zu wünschen. Aber Nancy hatte Gott um eine Entscheidung gebeten, und er hatte entschieden.

Nancy hatte ihm treu gedient. Es war Zeit für die nächste Phase ihres Lebens und den nächsten Dienst für Gott. Sie ging unter seinem Segen.

Teil Fünf Zuhause

11

Zuhause

Zuhause. Dieses Wort bedeutet normalerweise Bequemlichkeit und Sicherheit. In gewisser Weise stimmte dies für Nancy Chapel an allen Orten, die sie „Zuhause“ genannt hatte.

Sie war in der Ukraine aufgewachsen. Zuhause bedeutete dort ein Zufluchtsort, ein Ort, an dem sie vor grimmiger Hungersnot sicher war, vor kommunistischer Grausamkeit und den Plänen böser Männer. Damals war ihr Zuhause ein Platz, wo ihre nimmermüde Mutter Oksana ihren Bruder und ihre Schwester versorgte und ernährte, und Leib und Seele in der Familie zusammenhielt, so gut sie konnte.

Nadija hatte ein anderes Zuhause gefunden. Geesken Gülker versorgte eine Familie in Deutschland, die eigentlich ihr Feind sein sollte. Es kam alles ganz anders. Dieses Haus in Deutschland und diese fremden Menschen bildeten ein liebes Zuhause für Nadija. Dort legte der Herr seine Hand auf ihr Leben und zog dieses ungläubige, junge ukrainische Mädchen zu sich.

Als Nancy Chapel richtete sie sich ein neues Zuhause in den Vereinigten Staaten ein. Sie wurde fester mit der Kirche ihres Herrn verbunden. Sie wuchs durch Menschen, die mit ihr Jesus als ihren Herrn und Retter bekannten. In Grand Rapids studiert sie. Sie verbesserte ihre Unterrichtsfähigkeiten. Sie machte ihren pädagogischen Abschluß und öffnete sich dem Willen Gottes für den Rest ihres Lebens.

Ihr Zuhause war fast zwanzig Jahre auch in Nigeria. Gott wählte dieses Zuhause für sie. Die Menschen hier wurden für sie zu einem Teil ihrer Familie. Sie gehörte ganz zu ihnen. Nancy sah Nigeria mit den Augen der einheimischen Tiv in Zaki Biam, Uavande, Harga

und Mkar. Sie liebte diese Menschen. Sie gaben ihre Liebe mit Ehre und Dank zurück.

Jetzt in 1978 kam Nancy zurück zu ihrem Zuhause in den Vereinigten Staaten. Sie wollte hier in den Ruhestand gehen. Sie wollte hier auf Dauer mit ihren lieben Freunden von der Kirche wohnen, mit den Mitarbeitern aus dem Missionsdienst und einigen guten Freunden, die ihr in den Jahren in Nigeria treu geschrieben hatte. Nancy Chapel war Zuhause.

„Ich bringe euch Grüße von euren vielen Freunden in Nigeria“, sagte die Frau auf der Kanzel der Christlich Reformierten Mayfar Kirche in Grand Rapids in Michigan. Es war Nancy Chapel. Sie war auf Einladung von Pastor Witte nach vorne gekommen, um die Gemeinde zu grüßen. Sie wollte den Menschen für ihre Liebe danken, für die vielen Gebete, die sie für Nancy gesprochen hatten und für die alle andere Unterstützung während der zwanzig Jahre, in denen sie ihre Missionarin und Freundin war.

„Dieses Kleid, das ich heute trage, haben meine Freunde in Nigeria für mich gemacht, ebenso auch dieser passende Kopfschmuck. Es ist ein Kleid, das nur bei besonderen Gelegenheiten getragen werden sollte. Sie haben es mir zum Abschied geschenkt.“

Foto mit der Tracht einfügen

Das Kleid war lang. Es war schön und im einheimischen Tiv Stil grün bedruckt. Dazu gehörte ein Kopfschmuck, der elegant wie ein Turban auf Nancys Kopf paßte. „Sie gaben es mir als ein Zeichen ihrer Liebe. Ich trage es heute als Zeichen meiner Hochachtung für euch im Namen aller nigerianischen Brüdern und Schwestern. Aus tiefstem Herzen danke ich euch für eure Liebe. Ihr seid meine geliebte Familie hier in Mayfair. Ich lebe jetzt in Grand Rapids und arbeite im Blodgett Hospital. Es ist gut, Zuhause zu sein. Gott segne euch.“

„Es ist schön, daß du Zuhause bist, Nancy“, erklärte Fran Bratt, die auch mit ihrer Familie von Nigeria zurückgekommen war. „Aber Nancy, hast du noch daran gedacht, wieder in die Ukraine zurückzugehen und deine eigene Familie zu suchen?“

„Noch nicht, Fran, noch nicht.“

Nancy zog in Grand Rapids in ein Appartement ein. Sie beschäftigte sich selbst. Sie hielt Bibelstunden in verschiedenen Kreisen und war eine treue Mitarbeiterin in der Kirche. Sie besuchte die Kranken und sprach mit denen, die einen Freund brauchten. Sie war im Ruhestand. Aber sie war nicht pensioniert vom Dienst des Herrn. Sie hatte nur ihren Arbeitsplatz gewechselt.

Ihre Freundin, Jenny Sytsma, ein deutsches Mädchen, war als Adoptivtochter der Familie Diekjakobs in den Ort Holland in die Vereinigten Staaten gekommen. Sie hatte Nancy in Nigeria in großer Treue viele Briefe geschrieben. Mit der Zeit wurden sie enge Freundinnen. Sie genöß jetzt die erneuerte Freundschaft mit Nancy. Gerry van den Berg war auch aus Nigeria nach Hause gekommen. Sie und Nancy tauschten oft Neuigkeiten über ihre Freunde in Nigeria aus.

Anfang der neunziger Jahre veränderten sich die Strukturen der ukrainischen Regierung. Die Macht der kommunistischen Partei brach zusammen. Rußland öffnete sich mehr und mehr für ausländische Reisende. So wurde Nancy noch einmal mit der Frage nach einem anderen „Zuhause“ konfrontiert. Sie war in der Ukraine geboren, aber sie hatte die Vereinigten Staaten zur Heimat erwählt. Trotzdem hatte sie ein Bedürfnis, hinzugehen und zu sehen, ob sie jemanden ihrer Verwandten in Soldativ finden könnte.

„Vielleicht ist dies der richtige Zeitpunkt, hinzugehen“, dachte Nancy.

Ihre Freundin Jenny wollte mit ihr nach Rußland. Ebenso Fran Karnamaat, eine von Nancys Missionskolleginnen aus Nigeria. Auch Alida Terpstra wollte mit auf die Reise. Die vier Frauen machten Pläne. Sie wollten in die Ukraine reisen und Nancys Familie finden.

So einfach war das nicht. Sie mußten Reisepässe besorgen und bei der sowjetischen Regierung Visa beantragen. Sie brauchten sogar eine schriftliche Einladung von einem Einheimischen, bevor die Visa ausgestellt werden konnten. Eine solche Reise war teuer. Nancy brauchte finanzielle Unterstützung. Wie sonst auch in allen Dingen sprach Nancy im Gebet mit Gott über diese Reise. Sie bat ihn, ihr die Reise zu ermöglichen, wenn es sein Wille sei.

Als es erst einmal bekannt wurde, was Nancy im Sinn hatte, kam die Unterstützung in Gang. Freunde wollten an diesem Abenteuer

teilhaben. Sie gaben Nancy Geld und ermutigten sie. Die Kinder der Sonntagsschule von Mayfair verkauften Kuchen und spendeten Nancy den Erlös.

Als die Tickets schließlich gekauft waren, wurde Nancy auf ihre Art und Weise aktiv. Jede Frau konnte zwei Koffer mitnehmen. Nancy bat sie, ihre Sachen in einem Koffer unterzubringen und ihr den zweiten zu geben. Sie wollte Sachen für ihre Familie und Freunde in der Ukraine mitnehmen.

Alles, was Nancy für brauchbar hielt, war in diesen Koffern. Ihre Wohnung sah aus wie das Lager eines Kaufhauses. Am Ende mußten die Koffer mit einer Drahtzange geschlossen werden und hoffentlich würden sie nie geöffnet, bevor sie in der U.D.S.S.R. waren.

„Alida, ich kann nicht glauben, daß es tatsächlich losgeht“, meinte Nancy, als die beiden Frauen vor den gepackten Koffern in Nancys Wohnzimmer standen.

„Wenn du niemanden hast, der dir mit den Koffern hilft, kannst du nicht gehen. Sie sind so schwer, daß ich sie keinen Zentimeter bewegen konnte, um an ihnen vorbei ins Bad zu kommen!“ ereiferte sich ihre Freundin. „Ich bin über sie drübergeklettert!“

„Ich weiß, aber Harvey Bratt sagte, er würde kommen und uns am Abflugtag helfen.“

Nancy war eine Minute still. Ihre liebe Freundin, Fran Bratt, Harveys Frau, hatte sie immer ermutigt, in die Ukraine zurückzugehen. Sie war vor zwei Wochen nach einem langen Krebsleiden heimgegangen zum Herrn.

„Ich wünschte, Fran wäre hier, um meine Freude zu teilen“, meinte Nancy. „Sie würde sich so gefreut haben, daß ich zurückgehe, um damit endlich ins Reine zu kommen.“

„Ich bin sicher, Nancy, sie weiß es. Sie ist jetzt beim Herrn. Ihre Freude ist vollkommen.“ Alida sah ihre Freundin an und bemerkte Tränen in Nancys Augen wie auch in ihren eigenen.

Alle Vorbereitungen, auch die der letzten Minuten, waren abgeschlossen. Nach langer Zeit stand Nancy bereit, in die Ukraine zurückzukehren. Sie hatte keine Vorstellung, wo sie in Kiew unterkommen oder wie sie in das kleine Dorf Soldativ kommen

sollten. Sie reiste im Vertrauen auf Gott. Er würde ihr den Weg zeigen und für die vier amerikanischen Frauen in einem fremden Land sorgen.

Als Nancy sich noch mühte, alles fertig zu bekommen, rief ein Freund sie an. Er drängte sie, zu einem Treffen zu kommen, bei dem auch eine Frau aus der Ukraine anwesend sein werde.

„Oh, nein, ich bin sehr beschäftigt. Ich habe keine Zeit“, erwiderte Nancy.

Am Ende ging sie doch hin. Sie traf Olga Ajay, die eine Schwester in Kiew hatte.

„Ich rufe meine Schwester an und erzähle ihr, daß ihr kommt. Sie wird euch abholen, da bin ich sicher, und dafür sorgen, daß ihr einen Platz zum Bleiben habt. Keine Sorge, ich kümmere mich darum.“

Solche guten Worte von einer Fremden? Würde sie das alles für Nancy regeln?

„Wir werden sehen“, dachte Nancy. „Es wäre eine Gebetsanhörung, wenn ihre Schwester uns am Flughafen in Kiew abholen würde.“

Die letzte Nacht in Grand Rapids vor der lang ersehnten Abreise in die Ukraine versuchte Nancy vergeblich, zu schlafen. Nach einigen Stunden Wälzen und Drehen erhob sie sich schließlich. Sie stand am Wohnzimmerfenster und sah auf die Lichter der Stadt, die unter einem wolkenlosen Himmel glühten.

Sie dachte an die Möglichkeiten, die vor ihr lagen. Es war kaum zu glauben, sie würde morgen tatsächlich in die Ukraine fliegen.

„Ohne meine ‚geliebte Familie‘ hier wäre diese Reise nicht möglich“, sann Nancy. „Wie kann ich meinen Freunden und den Gliedern der Mayfair Kirche jemals für ihre Unterstützung danken? Und diese lieben Kinder in der Sonntagsschule. Ich kann noch ihre eifrigen Gesichter sehen, wie sie mir das Geld gaben, das sie beim Verkauf der Kuchen verdient hatten! Solche treuen Kinder Gottes!“

„Ich war an vielen Orten und in vielen Situationen in meinem Leben; einige habe ich geliebt, andere nicht. Aber sie kamen alle von Gott. Sie dienten seinem Zweck und seinem Königreich auch als ich noch nichts wußte von seinem Plan für mich. Wenn er mich gefragt hätte, ob ich so ein Leben führen wollte, hätte ich Nein gesagt. Ich wollte

meinen eigenen Weg gehen und mein eigenes Leben planen. Aber Gott hatte einen anderen Plan. Denk doch nur an all die Segnungen, die ich nicht bekommen hätte, hätte er meine Augen nicht geöffnet, so daß ich ihn sehen konnte, und hätte er mein Herz nicht von Haß und Mißtrauen gereinigt, so daß ich seiner Führung folgen konnte.“

Nancy seufzte, als sie in der Dunkelheit stand. Sie überblickte langsam die Ereignisse ihres Lebens. Jetzt war sie unter Gottes Obhut bereit, in die Ukraine zurückzugehen und ihre Familie zu suchen.

„Ich bin reich gesegnet!“ dachte Nancy. „Die Demütigungen und Leiden meiner Kindheit und Jugend ebneten mir den Weg, die Bedürfnisse anderer Menschen zu verstehen. Gott ermöglichte mir, mit diesem Verständnis anderen zu helfen und sie der Liebe Jesu Christi näher zu bringen.“

„Jetzt sehe ich, diese haßerfüllten Menschen in der Ukraine und Hitlers Männer in Deutschland haben es böse gemeint. Aber Gott hat alles zum Guten gewendet ihm zur Ehre. Nur ein liebender himmlischer Vater kann das bewirken.“

Mit Tränen in den Augen erinnerte Nancy sich an die Worte eines Liedes, die ihr viel bedeuten:

„Mein Herz ruft laut:
Mein Gott, wie wunderbar bist du,
deine Majestät so hell!
Wie herrlich ist dein Gnadenthron
in Tiefen brennenden Lichtes.
Kein irdischer Vater liebt wie du...
Und sogar ich darf dich lieben!“

Psalter Hymnal 1987, Nr. 499

etwa wie „Du großer Gott, wenn ich die Welt betrachte ...



Nancys Schwester Maria in 1992



Nancy mit Brot bei der Abschiedsfeier

Epilog

Nancy Chapel machte mit ihren drei Freundinnen die lange erwartete Reise in die Ukraine. Nach vielem Ärger mit den übervollen Koffern erreichten sie schließlich den Flughafen Borispol in Kiew. Sie waren erleichtert. Katya Filonenko stand da, um sie abzuholen. Olga Ajay hatte ihr Versprechen gehalten und ihre Schwester in Kiew verständigt.

Katya und ihr Mann, Vladimir, nahmen sich der Gruppe an. Sie brachten sie in ihrer kleinen Wohnung unter. Sie halfen Nancy, an ihren Geburtsort Soldativ zurückzukehren.

Die Reise von Kiew nach Soldativ war schwierig. Die Straßen waren schlecht. Die Belohnung am Ende in Soldativ waren alle Mühe wert. Dorfbewohner kamen auf die Straße, um die unerwarteten Fremden zu sehen, mit ihnen zu sprechen und herauszufinden, wer sie waren. Nancy sah ihr Haus am Teich. Es sah ganz anders aus. Es war niedergebrannt. Der jetzige Besitzer hatte es wieder aufgebaut. Die älteren Leute im Dorf berichteten Nancy, die Tochter ihres Bruders Boris, Katya Chaplya, lebe in der Nähe in Petrovka Romenska. Und Wunder über Wunder, Maria, Nancys ältere Schwester lebe dort bei ihr. Ihr Bruder Boris sei vor einigen Jahren an Krebs gestorben.

Nach einem tränenreichen Wiedersehen saßen Nancy und Maria stundenlang zusammen. Sie redeten miteinander und versuchten, die Kluft von fünfzig Jahren zu füllen. Sie sprachen über die guten Zeiten und über die schrecklichen, über Familie und Freunde, Sterbefälle und Hochzeiten. Sie lachten und sie weinten.

Nancy erfuhr, ihr Vater, Anton Chaplya, sei nach einigen Jahren aus dem Arbeitslager in Sibirien entlassen und in das Dorf Soldativ zurückgekehrt. Er habe seine verbleibende Zeit bei seiner Frau Oksana gelebt. „Er starb 1969, als er 82 war, unsere Mutter lebte bis 1972“, sagte man ihr.

Die Geschenke, die Nancy und die anderen Frauen verteilten, waren sehr begehrt. Das Leben war für Maria hart gewesen. Nancy vermittelte Maria die Freude, die sie in Jesus Christus gefunden hatte und welche Erfüllung es ihr gab, ihm zu dienen.

Jeden Tag hielt Nancy ihre persönliche Andacht und Maria hörte ihr zu. „Wenn du so religiös bist, Nadija, warum trägst du kein Kreuz um deinen Hals?“ fragte Maria.

„Ich brauche kein Kreuz an einer Kette, Maria. Ich trage die Liebe des Herrn in meinem Herzen, das ist genug.“

Seite an Seite bummelten die Chaplya Schwestern durch die engen Straßen ihres Geburtsortes. Sie begrüßten die Nachbarn, wenn die aus ihren Häusern kamen, um sie zu sehen. Die Tage vergingen schnell. Als die Zeit des Abschieds näher kam, machte Maria sich Sorgen über die bevorstehende Trennung.

„Ich kann dich nicht gehen lassen!“ sagte Maria. „Wo ich dich jetzt wiedergefunden habe, wie kann ich dich da gehen lassen? Bleib hier, Nadija!“

„Nein, Maria, dein Zuhause ist hier und meines ist in Michigan. Ich muß zu meiner Arbeit zurück und zu den Aufgaben, die der Herr dort für mich hat. Aber wir müssen Gott danken und loben, daß er uns zusammengebracht hat.“

Maria und Nancy machten zusammen eine letzte Reise durch Soldativ, um die Gräber ihrer Eltern zu besuchen. Als die Schwestern dort Seite an Seite standen, wußte Nancy, jetzt konnte sie nach Hause zurückkehren mit Frieden im Herzen. Der Herr hatte ihr ermöglicht, ihre Blutsverwandten in der Ukraine zu treffen und ihnen „Wegweiser“ zu sein zur Erlösung, zu Freiheit von Angst und Mißtrauen und zum ewigen Frieden im Himmel bei Jesus Christus.

„Ich bin reich gesegnet“, dachte Nancy. „Die Demütigungen und Leiden meiner Kindheit und Jugend ebneten den Weg zum Verstehen der Leiden und Bedürfnisse anderer Menschen. Gott gab mir die Fähigkeit, dieses Verstehen einzusetzen, um anderen zu helfen, daß sie ohne Bitterkeit und Ressentiment an ihr Leiden denken. Nur ein lebendiger Gott kann das vollenden. Nur er kann Menschen so führen. Sie waren meine Feinde. Sie trennten mich gewaltsam von meiner Familie. Sie zwangen mich, für sie in einem fremden Land zu arbeiten. Nur Gott konnte sie einsetzen, um auf die Freiheit der Seele und die Mitgliedschaft in Gottes Familie hinzuweisen. Sie zeigten mir, wie man ohne Angst, Haß und Dunkelheit lebt. Sie verhalfen mir zu einem Leben voller Freude in Ewigkeit.“

Was unmöglich ist bei Menschen, ist möglich bei Gott!“

Dieses Buch wurde ursprünglich produziert vom Christlichen Literatur Kreuzzug. „Wir möchten, daß es ihnen hilft, als Christ zu leben. Der Christliche Literatur Kreuzzug ist eine Schriftenmission. Sie arbeitet weltweit in mehr als 40 Ländern. Wenn Sie mehr über uns wissen oder in einer Glaubensmission arbeiten möchten, schreiben sie uns bitte

Christian Literature Crusade

P.O. Box 1449

Fort Washington, PA 19034; USA“

Erinnerungen aus der deutschen Familie

Ein Schreiben des im Buch genannten Johann Gülker an die Autorin, Dolores Bos, in Grand Rapids, mit dem die ganze Geschichte begann.

Liebe Frau Bos,
wir als Familie Gülker freuen uns, daß Sie ein Buch über das Leben von Nadija Tschaplia oder Nancy Chapel schreiben. Gerne wollen wir Ihnen die gestellten Fragen soweit wie möglich beantworten. Wie war das Leben damals bei uns in Deutschland? Ich hole ein wenig aus. 1933 wurde Adolf Hitler Reichskanzler - Führer. Bald danach mußten alle jungen Männer zur Wehrmacht. Zwei Jahre mußten sie Soldat sein. Inzwischen hatte sich die N.S.D.A.P., die Nationalsozialistische Partei Deutschland gebildet. Dann kam der Schlag gegen die Juden. Am 8. November 1938 war die Reichskristallnacht. Die Synagogen und Geschäfte der Juden wurden zerstört und in Brand gesteckt. Einige Bewohner waren schon geflüchtet, andere wurden abtransportiert. Die Juden, die noch blieben, mußten den Judenstern auf ihre Kleidung nähen. So konnte man einen Juden gleich erkennen, denn es war verboten sich mit ihnen zu unterhalten.

Im September 1939 begann der Krieg mit Polen. Die Propaganda hatte vorgesorgt. Viele Gräueltaten wurden den Polen angelastet, um so den Krieg zu rechtfertigen. Im Mai 1940 marschierten die deutschen Soldaten in Holland ein und danach auch in Belgien und Frankreich. So tobte der Krieg in Ost und West. Bis dahin war von unserer Familie noch keiner eingezogen.

Anfang 1941 starb unser Vater. Auf unserem Hof arbeitete inzwischen ein belgischer Kriegsgefangener. Ende 1941 mußte Gerhard, der älteste Bruder zur Wehrmacht. Mitte 1942 wurde auch Gerd Soldat. Die Bewirtschaftung des Hofes wurde schwierig. Durch Vermittlung kam ein guter polnischer Gefangener, Anton Baron, auf den Hof. Unser Nachbar, Bernd Maathuis, wurde Betriebsleiter. Er konnte so dem Wehrdienst entgehen.

Ich war 15 Jahre alt und wurde gerade aus der Schule entlassen. Jetzt wurde es auch ernst mit der H.J., der Hitlerjugend. Viele dieser Leute kamen sonntags zur Übungsstunde, zum Marschieren und zur

politischen Bildung zusammen. Meine Mutter wünschte das nicht und so habe ich auch nie an einer Übungsstunde teilgenommen.

Aber weiter ist da nichts passiert.

An einigen Beispielen will ich aber aufzeigen, wie gefährlich die Zeit damals war. Ein reformierter Pastor, Dr. Berends aus Uelsen, war in einer abgelegenen Gemeinde in Getelomoor auf Hausbesuch. Man vermutet, daß er sich dabei kritisch über die Nazi- Herrschaft geäußert hat. Auf dem Heimweg wurde er von der Polizei verhaftet und abgeführt. Er ist nicht wiedergekommen. Unser Nachbar, Derk Hütten, wurde wegen antinazistischer Äußerungen verhaftet und ins Gefängnis gebracht. Nach einiger Zeit erhielten die Angehörigen die Nachricht, daß der Mann und Vater an einer Lungenentzündung verstorben sei. Noch ein Beispiel: Der Onkel meiner Frau war auf dem Hof ihrer Schwester als Betriebshelfer eingesetzt. Bei der Instandsetzung der öffentlichen Wege mit anderen Wilsumern hatte er etwa geäußert: Es gibt noch eine höhere Macht als die von Adolf Hitler. Tags darauf wurde er verhaftet und ins Gefängnis gebracht. Nach einigen Tagen wurde er freigelassen, mußte aber gleich darauf zum Militär. Er ist nicht wieder heimgekommen.

In dieses Deutschland kam Nadija hinein. Bei ihr zu Hause in der Ukraine in Rußland herrschte ebenfalls ein Diktator. Unliebsame Menschen wurden nach Sibirien gebracht. Die Situation war ähnlich wie in Deutschland. Bei uns zu Hause wurde nie positiv über die Naziherrschaft gesprochen. Die Meinung bei uns war wohl so, daß wir den Krieg nie gewinnen würden. Auf dem Hofe fehlte ein Dienstmädchen. Mama konnte die Arbeit allein nicht mehr schaffen. Schwester Fenna besuchte noch die Schule, ebenso auch Bruder Jan. Die Zwillinge, Hanni und Frieda, hatten gerade erst mit der Schule begonnen. So war bei uns die Entscheidung gefallen, ein Russen- oder ein Polenmädchen auf den Hof zu holen. Im Frühjahr 1943 war es dann soweit. Unser Betriebsleiter Maathuis holte mehrere Mädchen mit dem Pferdewagen aus Nordhorn ab. Sie wurden bei uns in der Gemeinde untergebracht.

Es war an einem Abend im Frühjahr 1943 als Nadija bei uns auf den Hof kam. Wir waren gerade beim Melken. Auf einmal stand sie auf der Diele. Nach einer Irrfahrt fast quer durch Europa landete sie jetzt auf dem Hofe der Familie Gülker. Mit einem Bündel Kleidungsstücke und einem Stück trockenem Brot war ihre Fahrt zu Ende. Die erste Reaktion meiner Mutter war: "Ham de doch nooit sehn" – Hätten wir die doch nie gesehen. Aber das änderte sich bald.

Nadija zeigte sich willig, alle Arbeiten zu erledigen. Jan zum Beispiel zeigte ihr, wie man Schuhe putzt. Fenna mußte ihr helfen beim Fuder Heu packen. Die erste Arbeit, die ich mit Nadija verrichtete, war Kartoffeln sortieren. Wir hatten einen Kartoffelbunker, der zur einen Hälfte in der Erde und zur anderen Hälfte über der Erde war. Hier mochte sie zuerst gar nicht hineingehen, denn es war völlig dunkel darin. Vielleicht hatte sie sogar Angst, daß ihr etwas passieren könnte.

Eine andere Arbeit war Rüben hacken und igeln. Ich zog den Igel und sie mußte lenken. Dabei wechselten wir uns immer ab. Die Verständigung wurde langsam etwas besser. In der Ukraine hatte sie etwas Deutsch in der Schule gelernt. Mit der Arbeit ging es immer besser. Sie hatte auch meine Mutter auf ihrer Seite. Sie konnte und durfte sogar "Mama" zu ihr sagen. Aber irgendwie hatte sie nach meiner Meinung immer noch ein wenig Angst.

Dazu eine Begebenheit aus dem Sommer 1944. Es war in der Getreideernte, Nadija und ich mußten einen Wagen voll Garben vom Feld holen. Sie war auf dem Wagen und ich gab ihr die Garben. Als das Fuder voll beladen war, fuhren wir nach Hause. Nadija blieb auf dem voll beladenen Wagen. Ich lief neben dem Wagen her und lenkte die Pferde. Als wir beinahe zu Hause waren, passierte es. Der Wagen mit den Garben kippte um. Nadija kam somit auch ungewollt auf die Erde. Ich eilte ihr zur Hilfe. Sie aber wehrte ab und sagte " Du wos mie doodt maken " - Du wolltest mich töten. Ich weiß nicht, ob sie es so daher sagte. Für mich war es aber eine komische Erfahrung. Zum Glück war weiter nichts passiert.

Nadija war überall beschäftigt. Sie konnte und machte jede Arbeit. In der Küche, im Stall bei den Kühen und Schweinen. Dann kam die Zeit, daß auch ich zum Militär mußte. Von Oktober 1944 bis Juli 1945 war ich nicht zu Hause. Von dieser Zeit weiß ich nichts von ihr zu berichten. Inzwischen war der Krieg vorbei. Mein Bruder Gerhard wurde schon im Juni 45 aus englischer Gefangenschaft entlassen. Ich folgte im Juli 45. Bruder Gerd so ungefähr im September/Oktober.

Viele der Gefangenen Zwangsarbeiter bereiteten sich auf die Heimreise vor. Auch Nadija packte irgendwann ihre Sachen zusammen. Sie hatte erfahren, daß im Lager Bathorn ein Sammeltransport für Rußlandgefangene zusammengestellt würde. Dann kam der Abschied. Gemeinsam fuhren wir mit dem Pferdewagen nach Bathorn. Als wir dort ankamen, erfuhren wir, daß

der Sammeltransport schon abgefahren war. Jetzt war guter Rat teuer. Nadija wollte solange in Bathorn bleiben, bis der nächste Transport zusammengestellt würde. Mein Vorschlag war, du fährst wieder mit zurück nach Hardinghausen. Zuletzt willigte sie ein. Wieder zu Hause angekommen war das Erstaunen groß. Die Mutter bot ihr an, bei uns zu bleiben. Dieses Angebot nahm sie an. Es kam aber zu dem Vorschlag noch eine Auflage hinzu. Von nun an muß Du Dich einer Kirchengemeinde anschließen. In der Ukraine gehörte sie zur katholischen Kirche. Die Wahl der Kirchengemeinde wurde ihr freigestellt. Nadija entschied sich, mit uns zur altreformierten Kirche zu gehen. Wir waren froh darüber. In den Kriegsjahren war sie nie mit zum Gottesdienst gekommen, soweit ich weiß. Sonntagvormittags war sie meistens zu Hause. Sonntagnachmittags besuchte sie ihre Freundinnen, Olga bei Masselink und Lena bei Kaptain. Öfter kamen diese Mädchen auch zu uns.

Jetzt wurde aber alles anders. Olga und Lena verließen Hardinghausen. Ich weiß nicht, wo sie geblieben sind. Nadija gestaltete die Sonntage jetzt auch anders. Sie besuchte mit uns fleißig die Gottesdienste. Man merkte, daß sie Lust dazu hatte. Pastor Lankamp aus Uelsen lud sie öfter mal zu einem Besuch ein. Es entstand ein gutes Verhältnis zu dieser Familie. Durch alle Kontakte beim Gottesdienst, den Lankamps und anderen Begebenheiten entstand bei ihr der Wunsch und das Verlangen, mehr in Gottes Wort unterwiesen zu werden. Pastor Lankamp gab ihr Kirchlichen Unterricht. Wie weit wir ihr dabei behilflich waren, kann ich nicht sagen.

Ich kam dann zwei Jahre als Hilfe auf den Hof von Keddemann in Itterbeck, bis Herr Keddemann aus russischer Gefangenschaft zurückkehrte. Danach arbeitete ich wieder auf dem elterlichen Hof. Der Kirchliche Unterricht war bald abgeschlossen. Für mich und auch für Nadija. Wir wurden vom Kirchenrat geprüft und haben dann Pfingsten 1949 unseren Glauben und unsere Hoffnung auf Jesus Christus öffentlich vor Gott und der Gemeinde bekannt. Wir waren eine Gruppe von 14 jungen Leuten. Dabei auch meine Frau Frida geb. Legtenborg. Kurz darauf heiratete mein Bruder Gerhard. Für Nadija stellte sich die Frage, wo ist jetzt mein Weg? Zusammen mit Pastor Lankamp und unserer Familie wurde überlegt, das es wohl die beste Möglichkeit sei, nach Amerika auszuwandern. Jan Nyboer war aus den USA zu Besuch in seiner alten Heimat, in

Ratzel. Pastor Lankamp nahm Verbindung mit Herrn Nyboer auf. Er erklärte sich bereit, Nadija in seine Familie aufzunehmen. Nadija willigte in diesen Plan ein. Bis zur Ausreise dauerte es noch eine ganze Weile. Inzwischen hatte sie sich auf die neue Welt eingestellt, indem sie viele Bücher las. Als alle Papiere für die Ausreise zusammen waren, kam der Abschied. Sie ist von Bremen aus mit einem Schiff losgefahren. Darüber kann sie ja selbst mehr und besser berichten. Im Nachhinein kommt bei mir die Frage auf, haben wir ihr wohl genug beigestanden?

Auch über den Lohn, den sie bei uns bekam, ist mir nichts bekannt. Unsere Nadija war in der Nachbarschaft, in der Gemeinde und in der weiteren Familie sehr geschätzt. Ich erinnere mich noch, wie unsere Nachbarsfrau Hanna Maathuis Schwierigkeiten mit ihrem Namen hatte. Dann lachte sie und sagte Nadija, wohl wissend, daß es falsch war. Aber mit der Zeit hat sie es gelernt.

Wir verfolgten ihren weiteren Lebensweg in den USA. Wir haben von ihrer Arbeit bei Nyboers und nachher bei Diekjakobs gehört und auch über ihre Ausbildung zur Krankenschwester und von ihrem Studium am Calvin College erfahren.

Ein Wiedersehen mit Nancy Chapel, so der neue Name in den USA, gab es im Sommer 1959. Sie wurde als Missionarin nach Nigeria ausgesandt. Mit einem zweiwöchigen Aufenthalt in der Grafschaft Bentheim haben wir ein Wiedersehen gefeiert. Sie kam mit dem Schiff bis nach Rotterdam (Holland). Von dort haben wir sie mit dem Bus abgeholt. Wir haben uns dann noch ein wenig auf dem Flughafen Schiphol bei Amsterdam umgesehen. Es waren schöne Tage für uns. Für Nancy gab es andere Erfahrungen. Die Krankheit unserer Mutter, sie war nach einem Schlaganfall gesundheitlich sehr angeschlagen, machte Nancy sehr zu schaffen. Mutter starb kurz darauf im August, gerade an dem Tage an dem Jan Gülker und Aleida Wanink ihre standesamtliche Ehe geschlossen hatten. Wir konnten es fast nicht glauben, daß Nancy betete, Gott möchte unsere Mutter bald zu sich holen. Das schrieb sie uns nachher aus Nigeria. Ein paar Mal haben wir Nancy noch in Amsterdam getroffen. Sie machte dort öfter eine Zwischenlandung und flog dann weiter auf Heimaturlaub in die USA.

Als sie 1978 aus dem Missionsdienst in Nigeria ausschied, war sie wieder in der Grafschaft zu Besuch. Sie logierte damals bei der Familie Gerd Bramer in Grasdorf. Seitdem lebt sie wieder in Grand Rapids. Im Jahre 1985 haben Frida und ich sie dort besucht.

So haben wir an ihre Lebensreise teilgenommen. Wir haben uns gefreut, daß sie 1992 nach dem Umsturz in der UdSSR, ihre Heimat nach fast 50 Jahren wiedersehen durfte. Wir wünschen Nancy weiterhin alles Gute und noch viele Jahre unter dem Segen Gottes.

Wilsum, im Frühjahr 1996
Johann Gülker und Geschwister

